

Lauftienso Produkte - Durchen state Baden Fast Fashion freihillig/ versus Verordnet

Verzicht funktioniert Weniger ist mehr – Verzicht als Ausweg aus der Klimakrise? Verzicht aufs Reden - Anstrengung oder Gewinn? 11 Unterricht Die Fachschaft Geografie stellt sich vor 12 MINT im Geografieunterricht 14 Wo liegt Niger ...? 18 **Interview: Fachschaft Geografie** 19 «Morteratsch-Gletscher und Oberengadin» Exkursion der Klasse AN4a, 12./13.Juli 2022 23 Grüsse von der Geografie unterwegs 26 Eine Lektion zum Erdbeben in der Türkei und in Syrien 28 «Rainbow 26» – oder CO₂-Kompensation ergibt Sinn 31 Geografie Ehemalige 33 **Hereinspaziert!** 35 36 Ein Crescendo aus Eindrücken 38 n'importe quoi **Am Poolrand** Nordpool Rätsel 40 Persönlich **Umgeben von Andreas** 43 Die weltberühmte Julia Capulet sagte einmal... 43 **Der Name macht's** 44 «Hä? Robin, das ist doch ein Männername?» 44 Wenn's grad zu holprig ist 47 **Auswärts** My Trip to Ireland and London **50 Polierte Oldtimer und abgehalfterte** 51 **Propagandaplakate Einblick ins Schülerinnen- und Schülerstudium** an der Universität Zürich 53

Aus der Schulleitung

7

Fokus

Editorial Aus der Schulleitung



Warum fragen wir, wenn wir wegen eines Leidens zum Arzt gehen: «Was kann ich noch tun? Was kann ich noch nehmen?» und nicht: «Was soll ich unterlassen? Worauf soll ich verzichten?» Konsum ist normal, Verzicht hingegen ist negativ konnotiert. Er ist nur sexy, wenn er freiwillig ist, man sich damit besser fühlt oder sich von den anderen abheben kann.

Darüber spricht Ulrich Wegst im Fokus. Er unterscheidet den erzwungenen Verzicht vom freiwilligen «Lifestyleverzicht» und erklärt, warum Verzicht ein wirksames Werkzeug gegen die Probleme unserer Gesellschaft sein kann. Jason Hickel, dessen Buch Weniger ist mehr Christian Suter zusammenfasst, thematisiert das Gegenteil des Verzichts, den Überfluss. Hickel sieht das unaufhörliche Wachstum unseres kapitalistischen Wirtschaftssystems als Übel unserer Gesellschaft, wo einem suggeriert wird, dass man immer noch mehr braucht. Die Lösung sieht er in den Commons – und nicht, wie viele vielleicht schon befürchten, im Kommunismus.

Über einen Staat, dessen Werte theoretisch auf marxistischen Ideen gründen, schreibt meine Kollegin Julia Zellweger in der Rubrik Auswärts. Sie verbrachte die Herbstferien mit ihrer Familie auf Kuba. In diesem sozialistischen Land fehlt es zum Teil tagelang an Grundnahrungsmitteln und die meisten Einwohnerinnen und Einwohner müssen

täglich Verzicht üben. Als Touristin in Kuba musste ich auf meinen Reisen (die schon ein paar Jahre zurückliegen) jeweils auf fast nichts verzichten. Diese Diskrepanz (insbesondere in einem Land, wo Gleichheit – theoretisch – so grossgeschrieben wird) stimmte mich stets traurig. Oftmals verzichtete ich freiwillig auf bestimmte Dinge, um mich nicht allzu sehr von den Einheimischen abzuheben. Nichtsdestotrotz stand mir alles, was ich benötigte, zur Verfügung – ausser dem Internet. Aufs Internet zu verzichten, fiel mir anfangs schwer, aber mit der Zeit fand ich es sehr befreiend, die Schulmails nicht lesen zu können und abgeschnitten von meinem Alltag in der Schweiz zu sein. Zehn Jahre später gibt es auch auf Kuba Internet.

Den Verzicht aufs Internet, eine kleine Auszeit aus dem (nicht nur digitalen) Alltag, wähle ich aber ab und zu ganz bewusst. Dann fahre ich zum Beispiel ins «Hüttli» meines Vaters im Napfgebiet, wo ich down to earth geholt werde, mich verbunden fühle mit der Natur und merke, wie wenig ich eigentlich zum Leben brauche: gute Menschen um mich, Bewegung, Natur und einfaches, gesundes Essen.

Ich hoffe, dass wir es als Gesellschaft schaffen, die Gesundheit von Mensch, Tier und Natur vor alle anderen Werte zu stellen und auf die vielen Dinge, die wir nicht wirklich brauchen, zu verzichten. Wie erreichen wir das? Durch Erziehung, Bildung, gemeinsam getragene politische Massnahmen und vielleicht Spiritualität. Es ist an der Zeit, Bildung und Schule neu zu denken – nicht nur wegen unseres Lebensraums, sondern auch wegen den schnellen technischen und digitalen Entwicklungen und der künstlichen Intelligenz. Welche Fähigkeiten und Fertigkeiten werden in der Gesellschaft von morgen wichtig sein? Auf welche Inhalte sollten wir an der Schule verzichten? Diesen Fragen müssen wir uns jetzt stellen.

Nicht verzichten sollten Sie allerdings auf die Lektüre dieses Heftes mit vielen spannenden Beiträgen, besonders der Fachschaft Geografie, die sich in dieser Nummer vorstellt.

Viel Freude beim Lesen!

Nadja Kilchmann

Reduce to the max. Mit diesem simplen Werbeslogan wurde zu Beginn dieses Jahrhunderts das Auto «Smart» beworben. Die Reduktion auf das Wesentliche wurde also nicht als Verzicht, sondern als maximale Optimierung gesehen. Ein solcher Verzicht auf das Unwesentliche ist nicht jedermanns Sache. Während die einen in ihren Wohnungen möglichst viele Möbel und Accessoires brauchen, um sich wohlzufühlen, brauchen andere ihre lean and clean, übersichtliche und schlanke Strukturen. Ich muss dazu ganz ehrlich sagen: Ich gehöre zur zweiten Kategorie. Einer meiner Leitsätze stammt von Antoine de Saint-Exupéry: «Perfektion ist nicht dann erreicht, wenn es nichts mehr hinzuzufügen gibt, sondern, wenn man nichts mehr weglassen kann.»

Für mich bringt der Verzicht auf Unnötiges Klarheit und ist in diesem Sinn kein wirklicher Verzicht. Diese Klarheit suche ich auch im Schulsystem. Derzeit zeigt sich im Bildungswesen die Tendenz, dass auf die gesellschaftlichen und technologischen Veränderungen dadurch reagiert wird, dass zu den bisherigen schulischen Inhalten neue Inhalte und auch neue Fächer hinzugefügt werden. Kurz gesagt: Bisheriges wird beibehalten, Neues hinzugefügt. Eine vergleichbare Entwicklung gab es an den Mittelschulen schon um 1900, als die wichtig gewordenen Naturwissenschaften den Fächerkanon erweiterten, die bestehenden Inhalte aber nicht reduziert wurden. Die Auswirkung davon wurde zur damaligen Zeit als «Überbürdung» bezeichnet: Mittelschülerinnen und Mittelschüler entwickelten unter dem Druck der Schule psychische Probleme und wurden krank. Die Erzählung Unterm Rad von Hermann Hesse stammt aus dieser Zeit und erzählt das Schicksal eines begabten Jugendlichen, der unter dem Druck seiner Schule zugrunde geht.

Wir sollten aus diesen Fehlern der Vergangenheit lernen. Auch heute können wir nicht einfach zusätzliche Fächer und Inhalte zum Schulprogramm hinzufügen, ohne auf Bestehendes zu verzichten. Wenn wir Lehrpersonen uns auf die Inhalte und Kompetenzen beschränken, die für die Studierfähigkeit junger Menschen wirklich wichtig sind, schafft dieser Verzicht einen Mehrwert. Dieser liegt in der Schule darin, dass die Jugendlichen mehr Zeit haben, sich in eine Thematik inhaltlich zu vertiefen und fächerübergreifende Bezüge zu erkennen. Ein solcher Verzicht auf Inhalte macht in meinen Augen die Mittelschule nicht einfacher, sondern anspruchsvoller und gewinnbringender.

In der heutigen Zeit braucht es trotz Google und ChatGPT immer noch Faktenwissen, um Denkkonzepte zu erarbeiten und zu verankern. Diese digitalen Tools, die man zum Teil noch als Gefahr wahrnimmt, werden die unverzichtbaren digitalen Assistenten der Zukunft sein. Es geht darum, sie richtig und gewinnbringend anzuwenden und einzusetzen. Dies erfordert ein tiefgehendes Verständnis von Zusammenhängen in verschiedensten Fachbereichen, was zukünftig für die Studierfähigkeit sehr wichtig sein wird.



Noch wichtiger als diese fachliche Studierfähigkeit ist aber, dass es unseren Jugendlichen gut geht. Wir beobachten auch heute ein starkes Ansteigen der Krankheitsfälle in der Jugendpsychiatrie. Die Schule ist sicher nicht der einzige Treiber dieser Entwicklung, sie ist aber bestimmt in gewissem Mass mitverantwortlich. Studien zeigen, dass vor allem talentierte und hochmotivierte junge Menschen, die alle Anforderungen von Schule und Gesellschaft perfekt erfüllen wollen, oft an ihren eigenen Ansprüchen scheitern. Hier gilt es an der Schule, aber auch im privaten Bereich zu vermitteln, dass «gut» in den meisten Fällen «gut genug» ist. Ein Verzicht auf den Druck, in allen Bereichen Ms. oder Mr. Perfect zu sein, kann befreiend wirken.

In diesem Sinn beende ich hier meinen Text. Vielleicht fehlt ihm der passende Schluss, aber das ist ok.

Andreas Niklaus, Rektor KZN



Ulrich Wegst ist seit mehr als 20 Jahren im politischen Betrieb tätig, unter anderem als wissenschaftlicher Mitarbeiter von Abgeordneten im Bundestag. Darüber hinaus war er als Referent und Büroleiter beim DGB-Bundesvorstand tätig. Heute arbeitet er in einem Landesumweltministerium.

Er ist Autor des Buches Keine Angst vorm Verzicht – Ein Plädoyer für die wichtigste Kulturtechnik des 21. Jahrhunderts, welches 2021 beim Büchner Verlag erschien.

Verzicht funktioniert

Text Ulrich Wegst (Politiker und Autor)

Das Wichtigste zuerst: vor Verzicht muss niemand Angst haben! Das ist deshalb zu betonen, weil in den Medien oft der gegenteilige Eindruck erzeugt wird. Man denke nur an die aufgeregten Diskussionen während Corona oder jetzt in der Energiekrise. Wann immer Verzicht gefordert wird, sind die Empörten schnell zur Stelle und mit ihnen die Schlagzeilen. Dabei gibt es beim Verzicht immer ein Davor und Danach. Das «Davor» ist geprägt von Sträuben und Widerstand, das «Danach» oft von einer völlig unspektakulären Anpassung des Verhaltens. Kurz gesagt: An die meisten Verzichte gewöhnen wir uns und nehmen sie dann gar nicht mehr wahr. Ein gutes Beispiel dafür ist das Gurt-Obligatorium im Auto. Nicht nur in meinem Heimatland, sondern auch in der Schweiz hat es darüber einen regelrechten Kulturkampf gegeben. Viele haben sich dagegen gesträubt, weil sie sich eingeschränkt und gegängelt fühlten. Gekommen ist die Pflicht in der Schweiz trotzdem (im Jahr 1981), weil sie schlicht und einfach vernünftig war. Und heute? Heute steigen wir in ein Auto und schnallen uns so automatisch an, dass wir das kaum noch bewusst wahrnehmen. Wir haben uns daran gewöhnt und das ist ein Effekt, der sich bei den allermeisten Verzichten zuverlässig einstellt.

Verzicht ist übrigens nicht gleich Verzicht. Da gibt es die unterschiedlichsten Varianten. Die unbeliebteste ist der erzwungene Verzicht. Den üben wir, wenn Hungersnöte, Pandemien, Kriege oder Krankheiten über uns hereinbrechen. Vor diesem Verzicht gibt es kaum ein Entkommen, weil die widrigen Umstände dafür sorgen. Es gibt aber auch eine Variante, die ich als «Lifestyleverzicht» bezeichne. Das ist der Verzicht, den man sich selbst aussucht und nicht wenige, darunter viele Prominente,

üben diese Art von Verzicht. Denn er hat unschätzbare Vorteile: Er verschafft Aufmerksamkeit und Prestige. Ganz viele Ernährungsgewohnheiten fallen darunter, zum Beispiel, dass man Zucker weglässt oder auf Eier oder Kaffee verzichtet. Zugegeben: Dieser Lifestyleverzicht, vorgelebt von Celebrities, kann dazu beitragen, das Thema Verzicht weniger säuerlich erscheinen zu lassen, es sogar positiv zu besetzen. Es gibt aber einen Haken: Diese Art von Verzicht kann man heute üben und morgen lassen. Er ist Moden ausgesetzt und individuellem Gutdünken. Um unsere grossen Probleme zu lösen - zum Beispiel den Klimawandel - wird das nicht reichen. Dafür braucht es schon ein wenig mehr Verbindlichkeit. Tesla ist dafür ein gutes Beispiel: In Hollywood war es eine Zeit lang Mode bei Celebrities, sich einen Tesla zuzulegen. Das hat sicher geholfen, die Elektromobilität zu promoten. Aber das Klima konnten die paar Autos nicht retten. Das tut erst ein Verbot von Verbrennungsmotoren, wie es beispielsweise in der EU gerade auf den Weg gebracht wird. Das Verbot gilt für alle und ist verpflichtend.

Verzicht ist ein Werkzeug zur Lösung bestimmter Problemlagen. Für bestimmte Fälle gibt es keine effizientere Lösung als den Verzicht. Zum Beispiel Antibiotikaresistenzen. Damit ist gemeint, dass Antibiotika durch falschen und übermässigen Gebrauch ihre rettende Wirkung verlieren. In der Schweiz sterben rund 300 Menschen pro Jahr an einer Infektion mit einem antibiotikaresistenten Erreger (Swiss Antibiotic Resistance Report 2022). Die Weltgesundheitsorganisation schätzt, dass 2050 jährlich zehn Millionen Menschen daran sterben werden – mehr als an Krebs heute. Wenn wir das in den Griff bekommen wollen, müssen wir auf den Einsatz von Antibiotika bei bestimmten Krankheitsbildern verzichten. Und wir müssen in der Veterinärmedizin vom ungebremsten Gebrauch von Antibiotika wegkommen.

Verzicht funktioniert. Jedenfalls mehr als vermeintliche Rettungstechnologien, wie zum Beispiel die kostenträchtige und schwierige Entwicklung neuer Antibiotika oder beim Thema Klimawandel die Kernfusion oder die CO₂-Speicherung. Verzicht ist eines der effektivsten und meist auch kostengünstigsten Instrumente, um bestimmte Probleme zu bewältigen. Ein Beispiel sind rauchfreie Gaststätten. Man kann selbstverständlich versuchen, über freiwillige Vereinbarungen mit dem Gastgewerbe und mit Werbekampagnen das Rauchen zu reduzieren. Funktioniert hat es aber nicht, das haben wir in Deutschland schmerzlich feststellen müssen. Man kann stattdessen einfach verbieten, dass in Büros oder Gaststätten geraucht wird, wie das in der Schweiz

Fokus Fokus



Ulrich Wegst (Bild deutschlandfunkkultur.de)

seit 2010 und in Deutschland seit 2008/2009 der Fall ist. Seitdem herrscht klare Luft. Man kann es nicht oft genug betonen: Verzicht funktioniert. Am besten, wenn er für alle verbindlich ist.

Das ist allerdings kein Plädoyer für den Obrigkeitsstaat. Es geht vielmehr darum, dass wir Verzicht als Kulturtechnik etablieren und ihn nicht nur in Notlagen verwenden, sondern immer dann, wenn er die effektivste Lösung ist. Im Übrigen ist das Leben in einer Zivilisation immer mit Verzicht verbunden. Wir verzichten darauf, unsere Streitigkeiten mit roher Gewalt zu lösen und überlassen das stattdessen der Justiz. Wir verzichten darauf, uns einfach zu nehmen, was uns gefällt und beschränken uns auf das, was wir uns leisten können. Und das Schöne daran ist, dass es sich um einen wirklich

guten Deal handelt, denn für diesen Verzicht bekommen wir im Gegenzug soziale und physische Sicherheit.

Weil Verzicht so gut funktioniert und weil sich viele Probleme ohne ihn nicht lösen lassen, bin ich davon überzeugt, dass das 21. Jahrhundert das Zeitalter des Verzichts wird. Auf dem Höhepunkt seiner Möglichkeiten wird der Mensch sich neu beschränken lernen. Davor muss man, wie eingangs erwähnt, keine Angst haben. Im Gegenteil: Verzicht reduziert die Komplexität von Problemen, verhindert soziale Verwerfungen und kostet uns in der Regel weniger Geld und Ressourcen als jede andere Massnahme. Gesetze und Verbote werden dabei auch eine Rolle spielen; sie sind aber kein Sündenfall, sondern notwendige Voraussetzung, um den Verzicht gerecht auf alle zu verteilen.

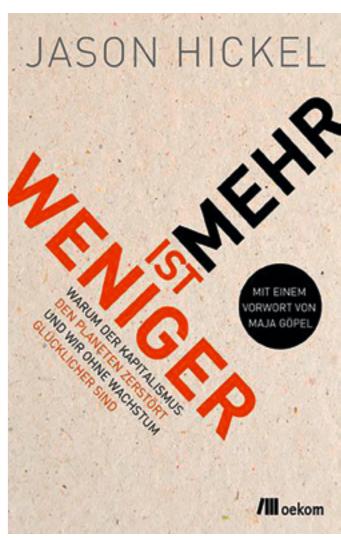
Weniger ist mehr – Verzicht als Ausweg aus der Klimakrise?

Text Christian Suter (Redaktion)

Eine Klimadiskussion, ohne auf das «Verzichten» zu sprechen kommen? Unmöglich. Verzicht aufs Fliegen und auf Fleisch sind längst in aller Munde und der Verzicht auf fossile Brennstoffe ist unabdingbar, will man die Nettonull-Emissionsziele des Pariser Klimaabkommens erreichen. Doch mit dem Verzicht auf fossile Brennstoffe droht auch der Verzicht auf so manches, was wir in unserer Gesellschaft als selbstverständlich erachten: billige Lebensmittel, billiges Reisen, billiges Heizen. Das mag mitunter der Grund sein, warum sich politisch niemand so richtig zum «Verzicht» bekennen will: Einige sind überzeugt, dass man die Klimaziele dank neuer Technologien und erneuerbarer Energien auch erreichen könne, ohne auf moderne Annehmlichkeiten zu verzichten. Andere sind da skeptisch, doch statt von «Verzicht» zu sprechen, spricht man lieber von «Wandel».

In diese Kerbe schlägt auch der Wirtschaftsanthropologe Jason Hickel in seinem Buch Weniger ist mehr (Oekom Verlag, 2022). Der augenscheinliche «Verzicht» einer nachhaltigeren Welt sei vielmehr eine Chance für mehr Lebensqualität. «Verzichten», so Hickels Forderung, müssen wir in erster Linie vor allem auf eines: Wachstum. Konkreter: das unaufhörliche Wachstum, das vom kapitalistischen Wirtschaftssystem gefordert wird. Darin sieht Hickel die Wurzel allen Übels, die uns ökologisch und sozial ins Unglück zu stürzen droht.

Der erste Teil des Buches ist deshalb auch ein Rundumschlag gegen den Kapitalismus, ein dichter, einfach zu lesender und packender, wohlgemerkt. Nicht der Markt oder der freie Handel seien es, die den Kapitalismus zum Klimafeind Nummer Eins machen, so Hickel, sondern die vom Kapitalismus zum Naturgesetz erhobene und nie nachlassende Forderung nach Wachstum. «Natürliches» Wachstum - einer Blume oder eines Meerschweinchens etwa - erreiche früher oder später ein Plateau: Die Blume blüht, das Meerschweinchen ist ausgewachsen. Das Wachstum des Kapitalismus hingegen gleiche einem Tumor, der immerzu weiterwächst und zunehmend Ressourcen verschlingt: Gewinne müssen jedes Jahr gesteigert werden, und ein Verharren und Nichtwachsen der Wirtschaft - die «Rezession» gilt bereits als grosses Problem. Zwei Aspekten schenkt Hickel hierbei besondere Beachtung: Unsere Wirtschaft müsse exponentiell wachsen (das neue Wachstum misst sich stets am Vorjahreswachstum), womit die Ressourcenbelastung von Jahr zu Jahr drastischer ausfällt. Dies führe zu Entscheiden, die aus gesellschaftlicher und ökologischer Sicht keinen Sinn ergeben: Eine Autofirma verfolgt nicht das Ziel, die Bevölkerung besser und effizienter zu mobilisieren, sondern in erster Linie, die Verkaufszahlen ihrer Autos zu steigern. Ebenfalls im Fokus von Hickels Kritik steht das Bruttoinlandprodukt (BIP), das eine Wirtschaftsleistung misst, die sich ausschliesslich an finanzieller Gewinnsteigerung orientiert, ohne zu fragen, woher diese rührt. Ob eine Gewinnsteigerung durch nachhaltige Landwirtschaft oder durch das Abholzen ganzer Wälder erzielt wird, ist dem BIP egal. Problematisch sei dies unter anderem, weil



Jason Hickel, Weniger ist mehr, Oekom Verlag, 2022 (www.oekom.de)

Fokus Fokus

viele politische Entscheide vom Wunsch nach einer Erhöhung des BIP getragen seien, denn eine florierende Wirtschaft, so der Tenor der Politik, bedeute Wohlstand und Lebensqualität. Die Konsequenz: Ein System, das nicht nur Unmengen an Ressourcen verschlingt, sondern vom Ziel getrieben ist, diesen Ressourcenverschleiss noch zu steigern.

Hickels Abrechnung mit dem Kapitalismus widmet sich ausserdem der historischen Ausbeutung im Zuge der Industrialisierung und des Kolonialismus, ohne die die Wachstumsmaschinerie nie in Gang gekommen wäre. In seiner historischen Kritik des Kapitalismus legt Hickel auch den Grundstein für seine Gedanken zum Thema «Verzicht»: So sei es immer wieder der Kapitalismus gewesen, der die Menschen aufgrund eines «künstlich erzeugten Mangels» zum Verzicht gezwungen habe. Ein Paradebeispiel dafür seien die Allmenden (Englisch commons), also Land, das von der Bevölkerung gemeinsam genutzt werden konnte, bis es im Zuge des «Allmende-Raubs» an Grossgrundbesitzer überging und zu gewinnbringenden Anbauflächen umfunktioniert wurde. Grosse Teile der Bevölkerung wurden so gezwungen, auf Land und Nahrung zu «verzichten», und der dadurch entstandene «Mangel» wiederum zwang sie, Lohnarbeit anzunehmen, um sich die Lebensmittel leisten zu können, die sie vorher über die Nutzung der Allmende gewinnen konnten.

Nicht ganz überraschend also, dass diese commons auch eine zentrale Rolle im zweiten Teil des Buches spielen, in dem es um den «Verzicht» als Lösungsansatz geht. Verzichtet werden soll nämlich keinesfalls auf Lebensqualität, im Gegenteil: Kernaspekte von Lebensqualität – Ernährung, Gesundheit, Obdach, Familie, soziale Kontakte, Freizeit – sollen mit Hilfe neugedachter commons gefördert werden und das bei gleichzeitigem Verzicht auf Wachstum. Konkretes Beispiel: weniger besitzen, mehr teilen. Nicht jeder und jede braucht einen eigenen Rasenmäher. Teilen heisst, weniger Rasenmäher werden verkauft (und das Bruttoinlandprodukt sinkt), der Ressourcenverbrauch wird indes reduziert und der Planet profitiert.

Hickel ist darum bemüht, seine Thesen zum Thema Lebensqualität auch anhand einiger Studien und Zahlen zu belegen. So lässt sich beispielsweise kein Zusammenhang herstellen zwischen Lebensqualität und Bruttoinlandprodukt: 2022 beträgt das pro-Kopf BIP in den USA 70000 USD, die Lebenserwartung 77 Jahre; in Costa Rica 79 Jahre mit einem pro-Kopf BIP von 12500 USD. Costa Rica sei der lebende Beweis, dass hohe Lebensqualität auch ohne hohes BIP möglich sei, und zeige zugleich den Weg dahin: allgemein zugängliche öffentliche Einrichtungen für Bildung und Gesundheit.

Ausserdem wartet Hickel mit weiteren, erfrischend einfachen Vorschlägen auf, den richtigen Verzicht zu fördern:

1. Verzicht auf «geplante Obszoleszenz»: Wenn Dinge weniger schnell kaputtgehen und leicht repariert werden können, statt neu gekauft werden zu müssen, sinkt zwar das Bruttoinlandprodukt, aber ebenso der Ressourcenverbrauch.

2. Verzicht auf Werbung: Sie dient meist nur dazu, uns Dinge zu verkaufen, die wir nicht benötigen. Gut fürs Bruttoinlandprodukt, schlecht fürs Klima.

3. Weniger Food Waste.

4. Ökologisch schädliche Industrien herunterfahren, z.B. die Fleischherstellung.

Solche Verzichtsstrategien müssen, so Hickel, eng an die Beseitigung von Ungerechtigkeit gekoppelt werden. Um beispielsweise der Arbeitslosigkeit im Zuge der Wachstumsreduktion entgegenzuwirken, schlägt er eine kürzere Arbeitswoche vor. Eine französische Studie, die er dazu zitiert, stellt fest, dass eine kürzere Arbeitszeit nicht nur dazu führt, dass Menschen mehr Freizeit geniessen können, sondern dass durch mehr Freizeit auch weniger konsumiert wird, denn anstelle von Last-Minute-Reisen, dem Konsum von Convenience Food aus der Plastikverpackung oder der Essenslieferung nach Hause haben die Menschen Zeit für längere, weniger konsum-intensive Aktivitäten wie selber Kochen, Sport, Vereinsarbeit, Freiwilligenarbeit, Weiterbildung, Zeit verbringen mit Freunden und Familie, und - ganz zentral in Hickels Augen - Zeit, um sich um Angehörige und um die Natur zu kümmern (beides Dinge, die im Bruttoinlandprodukt notabene nicht berücksichtigt werden). Ganz im Sinne der climate justice spricht Hickel auch die gerechte Verteilung von Wohlstand zwischen dem globalen Norden und dem globalen Süden an sowie die wachsende Schere zwischen Arm und Reich.

Wer sich von Hickels Kapitalismusschelte nicht abschrecken lässt, dem bietet dieses Buch einen spannenden Einblick in eine Zukunftsvision, die mit dem Mantra «weniger ist mehr» zwar oft utopisch-anmutende, aber auch durchaus griffige und inspirierende Töne anschlägt.

Verzicht aufs Reden – Anstrengung oder Gewinn?

Text Otti Bombitzki (Prorektorin)

Im April 2022 nahm ich an einem viertägigen Meditationsretreat teil, das überwiegend im Schweigen stattfand. Meditationen sind mir seit Jahren bekannt und regelmässige Praxis tut mir gut. Und weil eben das Regelmässige etwas abhandengekommen war, wählte ich das Setting mit dem Schweigen. Darüber hinaus nahm ich an, dass der Verzicht auf das Reden wohltuend für mich sein würde, weil wir als Lehrpersonen ja häufig und auch viel reden und weil «mal ohne» doch grossartig sein müsse. Glücklicherweise dauerte das Retreat vier Tage, denn zunächst erwischte ich mich immer wieder dabei, bei den anleitenden Impulsen reden zu wollen. Da aber «Reden nach aussen» eben nicht erlaubt war, redete es in mir. Das war anstrengend, war ich doch Rednerin und Zuhörerin in einer Person. In den angeleiteten Meditationen soll man die eigene Aufmerksamkeit vor allem auf den Atem, das Hören, auf Körperempfindungen und natürlich auch auf Gedankenströme richten, sich aber dabei eben nicht in den eigenen Dialogen verstricken, sondern vielmehr aus einer beobachtenden Position heraus betrachten. Viele Menschen denken ja, Meditation sei Entspannung pur, man müsse hier was spüren und da auch noch. Meiner Meinung nach geht es aber allein um die genaue Beobachtung dessen, was in einem passiert.

Es war mein eigener und freier Entscheid, an diesem Schweigeretreat teilzunehmen und aufs Reden zu verzichten. Erst im Laufe der Tage konnte ich das innere Reden aus der Rolle der Beobachterin anschauen; die Kapazität, meine Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu lenken, wuchs. Das war schliesslich auch der Gewinn, der aus der Anstrengung heraus erwachsen ist. Leider aber hält er nicht ewig an.

Irgendwann am Ende des Retreats durften wir alle wieder reden und machten zunächst sparsam davon Gebrauch. Das war angenehm.





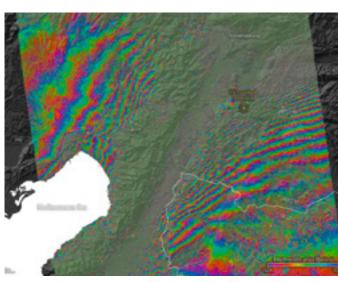
Unterricht Unterricht

MINT im Geografieunterricht Text Lukas Zuberbühler (Geografie)

Typisch für das interdisziplinäre Fach Geografie ist, dass natur- oder sozialwissenschaftliche Fragestellungen anhand eines konkreten räumlichen Kontextes behandelt werden. Für Schülerinnen und Schüler bietet das Fach auch im MINT-Bereich verschiedene Anwendungsfelder, worin bereits vorhandene Kompetenzen angewendet werden können oder auch neue Fähigkeiten und Inhalte erarbeitet werden. Die folgenden Beispiele zeigen naturräumliche Fragestellungen mit einem starken methodischen Bezug zu Mathematik, Informatik und Technik.

Fernerkundung: **Mathematik und Informatik**

Die Erdbeobachtung durch Fernerkundungssysteme (z.B. Satelliten) ist ein unverzichtbarer Teil der Geografie. Jeden Tag gewinnen ca. 5500 Satelliten laufend Daten über unseren Planeten. Glücklicherweise werden immer mehr solcher Datenarchive kostenlos zugänglich gemacht. So stellt die European Space Agency (ESA) tagesaktuelle Satellitendaten kostenlos zur Verfügung. Ebenso ist eine Software, die die Verarbeitung erleichtert, kostenlos (https://step.esa.int/main/). Schülerinnen und Schüler können daher anhand von aktuellen Ereignissen Datenverarbeitungsketten erarbeiten und anwenden.



Erdbeben

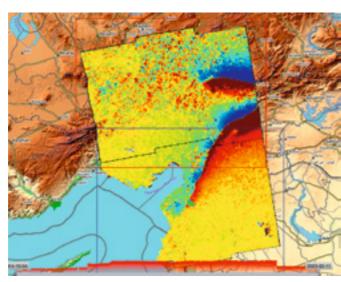
Das erste Beispiel ist die Verarbeitung eines Datensatzes des Synthetic Aperture Radar (SAR) - Satelliten Sentinel-1. In einem SAR-Bild wird jedes Bildpixel durch zwei Werte (einer komplexen Zahl) beschrieben, das Bildelement hat eine Helligkeit (Amplitude) und eine Information über die Verschiebung des empfangenen Signals gegenüber dem gesendeten Signal (Phase). Durch eine einfache pixelweise Subtraktion dieser Phasenwerte von zwei Vergleichsbildern kann die interferometrische Phase

$$\varphi_{interf} = 2k\Delta R = \frac{4\pi}{\lambda}\Delta R$$

berechnet werden. Dieser Wert beschreibt nun die Verschiebung des Bodens ΔR zwischen zwei Bildern. Dies in Bruchteilen der Wellenlänge λ, da für SAR-Sensoren meist Wellenlängen im Zentimeterbereich eingesetzt werden. So können Bodenbewegungen bereits im Millimeterbereich sichtbar gemacht werden. Eine farbkodierte Überlagerung der interferometrischen Phase mit dem SAR-Bild zeigt nun die Bodenbewegung durch ein Erdbeben. Diese Information kann dann mit dem Wissen über die Plattentektonik in Beziehung gesetzt werden.

Waldbrände Australien 2019/2020

Die verheerenden Waldbrände in Australien im Sommer 2019/2020 waren auch in unseren Medien präsent. Im Ergänzungsfach Geografie wird dieses Thema auf-



Erdbeben Türkei/Syrien, Februar 2023. Links: interferometrische Phase als farbkodierte Überlagerung, rechts: horizontale Bodenverschiebung (rot: +3m, blau -3m) als Kartenüberlagerung (https://www.e- sa.int/Applications/Observing_the_Earth/Satellites_support_impact_assessment_after_Tuerkiye_Syria_e- arthquakes).

gegriffen. Ein Teil der Fragestellung ist, ob heute noch Spuren dieser Brände zu sehen sind oder ob die Vegetation sich erholen konnte. Die Fernerkundung (in diesem zweiten Beispiel die optische Fernerkundung) ist auch hier ein gut geeignetes Mittel, um die Fragestellung zu untersuchen. Die optischen Fernerkundungssatelliten Sentinel-2 verfügen nicht nur über Sensoren im sichtbaren Lichtbereich, sondern auch im unsichtbaren infraroten Spektrum. Mit Hilfe der kostenlos zur Verfügung gestellten Software snap und einfacher Bildmathematik kann aus den verschiedenen Wellenlängen ein neuer Parameter abgeleitet werden, der eine Schätzung des Gesundheitszustands von Vegetation erlaubt. Dieser Normalized Difference Vegetation Index (NDVI) wird aus dem Vergleich der Helligkeiten der Pixel im roten Farbkanal mit der Helligkeit im für uns unsichtbaren nahinfraroten Farbkanal (NIR) gewonnen:

$$NDVI = \frac{NIR - rot}{NIR + rot}$$

Das Resultat ist eine Zahl. Je höher diese Zahl ist, desto dichter/gesünder ist die Vegetation. Das Resultat kann als Schwarzweissbild dargestellt werden:



Normalized Difference Vegetation Index (NDVI) als Schwarzweissbild (hell: hohe Werte = gesunde Vegetation), Region Disaster Bay, NSW. Australien.

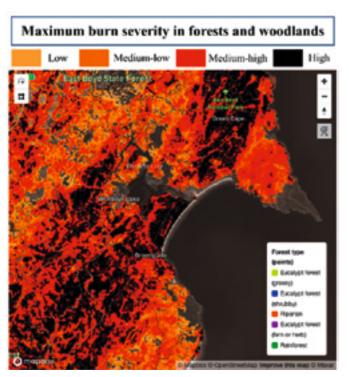
Dieses Schwarzweissbild ist jedoch visuell eher schlecht interpretierbar. Mit Hilfe von einigen Zeilen Python-Code kann diese Darstellung aber schnell in eine farbkodierte Darstellung konvertiert werden:

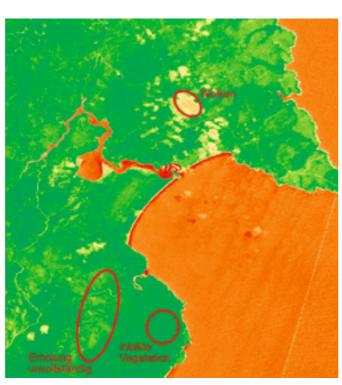
```
imgHdr = os.path.join(self.path, self.
dataDir, bandName + ".hdr")
ndvi=open image(imgHdr).read band(0)
colormap = np.zeros((256, 4)).
astype(np.uint8)
colormap[1:,:] = (cm.RdYlGn(np.
linspace(0, 1, 255))[:,:4]*255).
astype(np.uint8)
bandConv = ((ndvi-self.limits[bandName])
[0])/\
    (self.limits[bandName][1]-self.
limits[bandName][0])*254+1)
img = Image.fromarray(bandConv.
astype(np.uint8))
img = img.convert('P')
img.putpalette(colormap.flatten(),
rawmode='RGBA')
img.save(os.path.join(self.path ,
bandName + ".png"), optimize=True)
```

Für Schülerinnen und Schüler hat die Anwendung von selbst programmierten Verarbeitungsroutinen den Vorteil, dass die black box von schon bestehender Software transparent wird. Die so erarbeiteten Fertigkeiten und Konzepte sind auf verschiedene Datenprodukte und Fragestellungen übertragbar.

Für das vorliegende Beispiel kann die weitere Interpretation folgendermassen aussehen: in der farbkodierten Darstellung des NDVI werden Waldflächen gesucht, deren Farbton sich von anderen unterscheidet. Durch Vergleich mit weiteren Datenquellen, z.B. einer fire map (www.bushfirefacts.org) kann die Erholung der Vegetation eingeschätzt werden. Die Schlussfolgerung für die vorliegenden Daten ist zum Beispiel, dass überall eine Erholung der Vegetation stattgefunden hat, dass in Gebieten mit der höchsten Brandintensität aber immer noch Spuren in der Vegetation sichtbar sind. Das Beispiel zeigt aber auch exemplarisch methodische Limitierungen. Wolken und andere Bildartefakte stören die Interpretation, weiter können beispielsweise keine Aussagen über die Qualität (z. B. Artenvielfalt) der Vegetationserholung gemacht werden.

Unterricht Unterricht



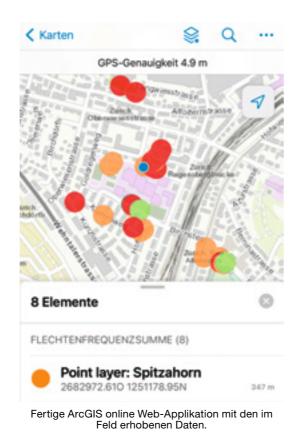


Links: fire map der Buschbrände 2019/20 (www.bushfirefacts.org), rechts: NDVI mit Interpretation

Geografische Informationssysteme (GIS): Natur und Technik

Gedruckte Karten haben natürlich nach wie vor ihre Berechtigung, zum Beispiel auf einer Bergwanderung, im Unterricht werden die Karten vermehrt durch die digitale Erweiterung, sogenannte Geografische Informationssysteme (GIS) ersetzt. Auch im aktuellen Berufsbild von Geografinnen und Geografen ist die Nutzung oder die Entwicklung von GIS zentral. In der öffentlichen Verwaltung und im Umweltingenieurwesen wurden analoge Karten weitgehend ersetzt. Auch ausserhalb der Verwaltung sind GIS in Form von Google Maps oder ähnlichen Applikationen für viele ein fester und unverzichtbarer Teil des Alltags geworden. Im Geografieunterricht werden diese Werkzeuge fast täglich eingesetzt und haben weitgehend gedruckte Karten ersetzt. Im Gegensatz zu den gedruckten Karten bieten GIS-Systeme die Möglichkeit, die angezeigten Informationen, die sogenannten layers, je nach Fragestellung ein- oder auszublenden.

Unsere Schule hat zusätzlich die Möglichkeit, kostenlos ArcGIS online zu nutzen, ein Produkt der weltführenden Firma für GIS-Applikationen ESRI. In diesem System können Schülerinnen und Schüler nach eigenen Bedürfnissen eine GIS-Applikation aus reichhaltigen Inhalts-

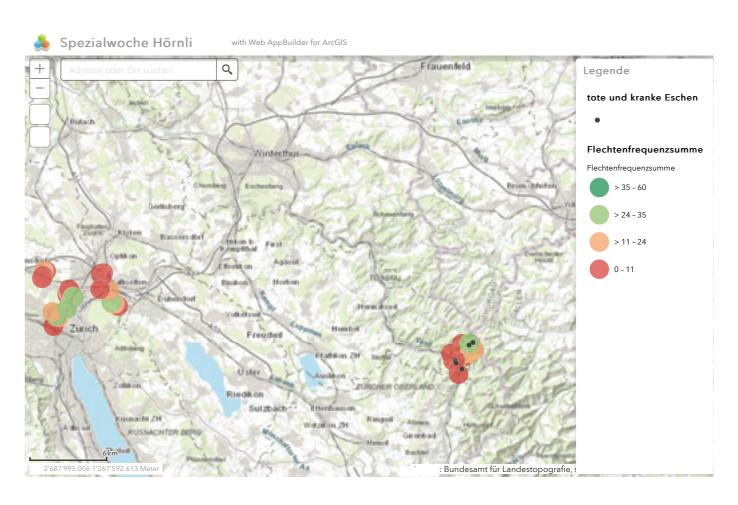


bibliotheken zusammenstellen. Weiterführend sind auf der Plattform auch komplexe räumliche Analysen möglich. Mit Hilfe einer Handy-App ist es sehr einfach möglich, im Feld Daten zu erheben und direkt in die eigene Applikation zu übertragen. Im nachfolgenden dritten Beispiel ist ein Schülerprojekt gezeigt zum Thema «Flechten und Eschentriebsterben» (interdisziplinäres Projekt mit dem Fach Biologie).

In einem ersten Schritt wurden in der Nähe der Schule und im Tössbergland (Hörnli) für Einzelbäume Flechten, die sich als Zeiger-Arten eignen, bestimmt und gezählt. Diese Daten wurden mit Hilfe der Handy-App direkt ins online-GIS übertragen. Die Datenauswertung führte zu einer Web-Applikation, in der beispielsweise die Standortqualität für Einzelbäume anhand der Flechtenfrequenz eingeschätzt werden kann. Mit dem durchaus überraschenden Ergebnis, dass die Flechtenfrequenzen in der Stadt im Vergleich mit dem Hörnli auf gleich gute oder sogar bessere Lebensbedingungen für die Einzelbäume hindeuten.

Das Schulfach Geografie

Ziel des Faches Geografie ist es, aktuelle natürliche und gesellschaftliche Prozesse zu verstehen und die Wechselwirkungen zwischen Mensch und Umwelt nachzuvollziehen. Vielleicht gelingt es sogar, Kompetenzen zu wecken, diese Wechselwirkungen im Alltag zum Vorteil von beiden Seiten zu gestalten. Das reine Beschreiben von fremden Kulturen und das Auswendiglernen von Flüssen und Gebirgen mag das Schulfach Geografie in vergangenen Jahrhunderten geprägt haben, heute hat das Fach das Privileg, über Fächergrenzen hinweg sich mit spannenden und lebensnahen Fragestellungen zu beschäftigen und dazu die modernsten und besten Werkzeuge, die uns die verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen bieten, aktiv zu nutzen.



Unterricht Unterricht

Wo liegt Niger ...?

Von schlichter Briefträgergeografie hin zur komplexen Anthropogeografie

Text Isa Jesus Jakob (Geografie)

Im Kontext aktueller schulpolitischer Entwicklungen wird so eine Frage zu Recht zunehmend gerügt. Selbstverständlich steht nicht mehr lediglich die geografische Verortung von Niger auf einer Karte im Fokus der modernen geografischen Ausbildung, dennoch darf die Bedeutung einer derart schlichten Frage nicht unterschätzt werden. Einerseits lässt sich dadurch die Anwendung unterschiedlicher digitaler Tools wie Google Earth oder WebGIS (Geografisches Informationssystem) schulen sowie der Orientierungssinn schärfen, andererseits ist die Erweiterung der Frage massgebend:

... im HDI-Ranking?

Das ist eine Frage, die sich als Einstieg in zusammenhängende, interdisziplinäre und brisante Themen innerhalb der Anthropogeografie eignet.

Der Human Development Index (HDI) erfasst die durchschnittlichen Werte eines Landes in grundlegenden Bereichen der menschlichen Entwicklung: Lebenserwartung bei Geburt, Bildungsniveau, Pro-Kopf-Einkommen. 2022 belegte Niger in der HDI-Liste den drittletzten Platz (die Schweiz lag auf dem ersten Platz).

Die Anthropogeografie setzt auf eine ganzheitliche Betrachtung der Inhalte. Um Zusammenhänge zwischen Geografie, Politik, Gesellschaft, Umwelt, Klima und Wirtschaft erfassen und verstehen zu können, muss ein ausgeprägtes geografisches Basiswissen vorhanden sein, weswegen solche Inhalte erst in den höheren Klassen abgehandelt werden, möglich im Frontal- und im Projektunterricht, mit manuellem und digitalem Zugang.

Weshalb diese miserable Platzierung von Niger?

- Ehemalige Kolonie
- Ausbeutung von Rohstoffen
- Teil der Sahelzone (dürreanfälliger Trockengürtel am Rande der Sahara)
- Folgen des Klimawandels
- Heuschreckenplage
- Übernutzung des Bodens, keine nachhaltige Bodenbewirtschaftung
- Konfliktreiche ethnische Vielfalt
- Schlechte Regierungsführung (Bad Governance: z.B. Korruption)
- Verankerung in alte religiöse Strukturen
- Ungleichstellung von Mann und Frau
- Kindersklaverei

Welche Auswirkungen hat diese missliche Situation auf Niger?

- Flucht/Migration, Armut, Hunger, Dürre, Überschwemmung
- Konflikt/Krieg
- Bildungsferne
- Tiefes Pro-Kopf-Einkommen
- Negative Handelsbilanz
- · Hohe Kindersterblichkeit
- Starkes Bevölkerungswachstum, hohe durchschnittliche Anzahl von Kindern, die eine Frau in ihrem Leben gebärt (Fertilitätsrate)
- Mangelhafte Sozial- und Gesundheitssysteme
- Landraub (Land Grabbing)
- Wüstenausbreitung (Desertifikation)
- Landflucht
- Verslumung

Wie kann Niger geholfen werden?

- Entwicklungshilfe, Hilfe zur Selbsthilfe
- Abkoppelung vom Norden, Entwicklung von innen heraus
- Investition in Bildung,
- Bildung f
 ür nachhaltige Entwicklung
- Demokratisierungsprozess
- Aufforstungsprogramme
- Aufbrechen verkalkter kultureller/religiöser Traditionen/ Strukturen
- Aufklärung, Anpassung des generativen Verhaltens







HDI-Liste

Interview: Fachschaft Geografie

Interview (I) Nadine Rutishauser (Deutsch) Barbara Meierhofer (B), Hung-Mao Hsu (H), Nicolas Bain (N), Sabine Schwarz (S)

Das Interview fand am Donnerstag, 9. Februar 2023 statt.

I: Starten wir mit einer Wissensfrage. Welches ist der tiefste Punkt der Schweiz?

N: Der tiefste Punkt der Schweiz wird im Tessin liegen, ich schätze mal am Lago di Lugano auf etwa 230 Meter ü.M.

I: Nicht schlecht. Der tiefste Punkt der Schweiz ist der Langensee mit 193 m. Diese Startfrage kann man zu den – wie man umgangssprachlich sagt – «Pöstlergeografiefragen» zählen. Müsst ihr als Geografielehrpersonen solche Fragen beantworten können?

N: Nein, nicht zwingend. Wenn ich mir vorstelle, dass wir mit den Lernenden solche Fragen erörtern und auf der Stufe der klassischer «Pöstlergeografie» verharren, wird es schnell langweilig. Interessanter sind Fragen wie «Warum liegt dieser Punkt bei einem See?», «Wie misst man die Höhen respektive Tiefen?», «Welche Prozesse haben dazu geführt, dass ein See topografisch den tiefsten Punkt der Schweiz darstellt?» Und sofort ist man thematisch bei geomorphologischen Prozessen, der Glaziologie... und es wird spannend. Ein Rekordwert kann Startpunkt oder Endpunkt einer Unterrichtseinheit sein. Wichtig ist es, dieses Wissen mit Prozessen zu verknüpfen. Dies erhöht die Chance, dass etwas hängenbleibt. Nur einen Namen oder eine Zahl auswendig zu lernen, bringt nichts.

S: Eine bestimmte Grundorientierung hingegen ist wichtig. Für genauere Details gibt es Google Earth oder Atlanten.

!: Warum ist Geografie in der heutigen Zeit relevant?

H: Viele Kernthemen, die wir im Geografieunterricht behandeln, wie Klimawandel, Ressourcenknappheit, Bevölkerungsgeografie, Migration, Naturkatastrophen haben einen hohen Aktualitätsbezug und sind sehr relevant im 21. Jahrhundert. Dies vor allem auch durch die globale Vernetzung. Als Beispiel: Konsumieren wir in der Schweiz etwas, hat dies Auswirkungen auf Entwicklungsländer

zum Beispiel im Zusammenhang mit Hungerkrisen, Wasserknappheit, Umweltverschmutzung, Perspektivenlosigkeit. Und dies kann zur Flucht bewegen.

B: Ich stütze diese Aussage, kein anderes Fach kann einen so grossen Aktualitätsbezug und eine so grosse Relevanz bieten, wenn es um die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts und deren Verständnis geht.

S: Nehmen wird als Beispiel das Erdbeben, welches sich am Montag (Türkei-Syrien, 6. Februar 2023) ereignet hat: Am Tag darauf habe ich den Unterricht umgestellt und dieses Ereignis behandelt. Dies verlangt Flexibilität, dass man sich informiert und auf dem Laufenden hält. Aber dafür kann man aktuelle Themen einbeziehen.

N: Das Element der politischen Bildung ist auch sehr zentral. Jugendliche sollen nicht nur Fachwissen mitnehmen aus einzelnen Themenbereichen, sondern dieses auch vernetzen. Die Geografie bietet tolle Möglichkeiten, die aktuelle geopolitische Lage und Relevanz eines Themas besser einordnen zu können. Bezüge können überall hergestellt werden, egal ob man von der globalen auf die lokale Ebene geht oder umgekehrt. Das Transferieren von Wissen fällt vielen Jugendlichen schwer hier können wir Lehrpersonen aus dem Vollen schöpfen und immer wieder üben. Dies führt zu erfreulichen Aha-Erlebnissen und zu Verknüpfungen von in der Zeitung Gelesenem mit Themen aus dem Unterricht. Und am Schluss wollen wir ja Jugendliche aus dem Gymnasium entlassen, die Meinungen nicht nur reproduzieren können, sondern sich eigenständig eine fundierte Meinung zu verschiedensten Themen bilden können.

I: Geografie ist ein Fach, welches interdisziplinär vernetzt ist und ein sehr breites Fachgebiet abdeckt. Welche Themen fliessen in den Unterricht ein und welche nicht?

B: So viele wie möglich.

S: Ja, auch wenn die Tiefe variiert. Es kann aufgrund der Themenvielfalt nicht jedes Teilgebiet der Geografie gleich detailliert behandelt werden.

H: Grundsätzlich gliedert sich die Geografie in die drei Hauptbereiche «Physische Geografie», «Humangeografie» und «Methodische Geografie». Letztlich ist es eine Synthese aller drei Bereiche, die im Unterricht Platz finden sollte. Bezüglich der Desertifikation in der Sahelzone ist es beispielsweise wichtig, natürliche sowie anthropogene Faktoren zu berücksichtigen. Zudem liefern

Fernerkundungsdaten (z.B. durch Satelliten, Drohnen) wichtige Informationen und geografische Informationssysteme helfen, ausgewählte Aspekte zu visualisieren.

N: Unser Fach kann viel leisten, sei dies im überfachlichen Bereich, bezüglich Digitalisierung, im Aufzeigen, dass Datenhoheit geopolitische Macht bedeutet, und auch bei Exkursionen ins Feld. Das Erleben draussen mit allen Sinnen ist wichtig. Auch hier bieten sich im Fach Geografie verschiedenste Möglichkeiten (Gletscherexkursionen, Bodenprofile ausheben, ...).

I: Wenn es darum geht, geografisches Anschauungsmaterial zu untersuchen und in die Hand zu nehmen, kommt mir ein Merkspruch aus dem Geografieunterricht in den Sinn: «Feldspat, Quarz und Glimmer, das vergess' ich nimmer.» Diesen Spruch für die Zusammensetzung von Granit werde ich nie vergessen. Lernen die Schülerinnen und Schüler der KZN noch immer die Bestimmung von Gesteinen? Ist dies noch zeitgemäss oder überholt?

N: Unnötig ist dieses Wissen sicher nicht. Aber vor etwa 20 Jahren hatte das Themengebiet «Geologie der Schweiz» noch eine stärkere Bedeutung und stand länger als ein Semester im Fokus. Davon ist man heute weit entfernt. Gesteinskunde wird weniger intensiv behandelt und wenn, dann mit dem Fokus auf die Verknüpfung mit verschiedenen Prozessen. Zum Beispiel im Zusammenhang mit dem Thema Vulkanismus können sehr gut vier, fünf ausgewählte Gesteinsbeispiele behandelt werden. Die Gesteinsnamen können in der Folge wieder vergessen werden, aber von den Prozessen, der Plattentektonik bleibt hoffentlich etwas hängen. Und wenn eine Schülerin oder ein Schüler dann sogar noch weiss, dass der Granit etwas mit Kontinenten zu tun hat, die Entstehungsgeschichte dazu formulieren kann, umso besser.

H: Ich finde es schade, dass der Lehrplan hierzu so stark ausgedünnt wurde. Es ist eigentlich etwas Schönes, wenn man die Namen einiger Gesteine kennt. Zumindest die drei Hauptgruppen «Sedimentgestein», «Magmatische Gesteine», «Metamorphe Steine» sollte man kennen. Oder den Granit, den man ja doch vielerorts trifft. Das grosse Problem ist jedoch, dass die zeitlichen Ressourcen beschränkt sind und daher einige Themen gestrichen werden mussten.

S: Wenn im Unterricht das Thema Rohstoffe (z.B. seltene Erden, Erdöl) einen grossen Stellenwert hat, kann man durchaus dort einen Bezug zu Alltagsobjekten, z.B. dem Laptop oder Mobiltelefon machen. Woher

stammen denn die darin verwendeten Rohstoffe? Wie werden sie abgebaut? Welche Probleme sind damit verknüpft? Wie sieht die Entsorgung aus? Können wir daraus neue Produkte schaffen oder landet alles doch in der Umwelt? usw.

B: Der Bezug zum Alltag soll betont werden. Auch wenn ich z. B. durch die Stadt Zürich laufe, dann trifft man ja auch ganz viele «geologische Produkte», sprich Gesteine, welche verbaut worden sind. Die Fassade des ETH-Gebäudes besteht aus Sandstein, der HB bei der Auskleidung der Halle aus hellem und dunklem Marmor, usw. So kann man den Jugendlichen ihre Heimatstadt auch aus einem anderen Blickwinkel präsentieren: Geologie, Erdgeschichte, Geomorphologie und sogar Kultur- und Architekturgeschichte in einem Zug!

N: Geologische Grundkenntnisse können durchaus auch eine politische Dimension annehmen. Die Schweiz sucht seit Jahren geeignete Sedimentgesteine (Opalinuston), um die hoch- und mittelradioaktiven Abfallstoffe zu lagern. Die Diskussion über die Machbarkeit dieser Endlager ist einerseits eine technisch-geologische, aber darüber hinaus natürlich auch eine ethisch-politische Frage: Können wir zukünftigen Generationen grosse Mengen an problematischen Abfällen überlassen? Wie sehen optimale Lösungen denn aus? Welche sind mehrheitsfähig? Welche Akteure bestimmen so wichtige Entscheidungen? – So kommen gesellschaftlich relevante Themen in den Geografieunterricht und dadurch wird langweiliger Opalinuston plötzlich gesellschaftlich relevant: Geologie trifft Politik!

I: Mal eine ganz andere Frage. Welches Klischee übers Fach Geografie wollt ihr schon lange aus dem Weg räumen?

B: Geografielehrpersonen tragen ständig karierte Flanellhemden und Wanderschuhe, haben einen fertig gepackten Überlebensrucksack und laufen ständig irgendwo mit Klassen oder alleine in den Bergen herum... und die Schülerinnen und Schüler müssen dann tonnenweise Gesteine zurück ins Schulhaus schleppen. Die Geografen werden also gerne auf «Gesteine» reduziert...

S: ... und Hauptstädte!

N: Der Geograf und die Geografin wissen angeblich ja auch immer ganz genau, wie jeder Berg, Fluss und Bach heisst: sie werden ständig danach gefragt (eben «Pöstlergeografie») und wehe, wenn sie die Namen nicht aus-



wendig kennen und selber googeln müssen! Dann sind sie keine richtigen Geografinnen und Geografen! (lacht)

B: Wir Geografen und Geografinnen kommen teilweise ein wenig in Erklärungsnot. Wir müssen immer wieder darlegen, dass es im Fach Geografie eben schon lange nicht mehr um die reine Orientierung im Raum geht, sondern eben um vieles mehr. Der Klassiker ist jeweils auch am Elternabend anzutreffen: Wir werden von den Eltern gerne auf ihre Ferien angesprochen, wo sie alle so waren und ob wir diese Destinationen jeweils auch kennen. Sie verbinden Ferien und Reisen automatisch mit dem Fach Geografie...

N:... und somit sind wir bei einem weiteren Klischee: Wir Geografen und Geografinnen reisen immer überall hin und sind schon auf der ganzen Welt gewesen. Zu einem gewissen Teil stimmt das sogar, obwohl ich einige Kolleginnen und Kollegen kenne, die durchaus auch «Flugscham» haben, und andere, die sogar ungern unterwegs sind und zuhause bleiben. Geografen und Geografinnen können übrigens die Welt auch vom

Schreibtisch aus entdecken und verstehen lernen, Digitalisierung sei Dank.

B: Der Unterricht profitiert aber schon davon, wenn Lehrpersonen die Phänomene vor Ort selbst erleben und persönliche Bilder und Anekdoten erzählen können.

I: Was sind eure Visionen für den zukünftigen Geografieunterricht: Wo steht die Geografie? Tragen wir künftig alle 3D-Brillen und treffen uns im virtuellen Klassenraum?

B: Ich wünsche mir tatsächlich die Möglichkeiten, dass wir als Lehrpersonen nicht mehr ans Schulzimmer gebunden sind, sondern noch mehr unterwegs sein könnten. Hoffentlich wird der Unterricht aber immer noch 1:1, also live, stattfinden und nicht nur über das digitale Netz. Das Leben ist draussen eben doch authentisch und ohne Filter erlebbar und dadurch fassbarer! Das wird auch die modernste digitale Welt nicht ersetzen können.

N: Das Gruppenerlebnis an der frischen Luft ist häufig das, was längerfristig in Erinnerung bleibt. Bei Klassen-

Unterricht Unterricht

treffen schwärmen die ehemaligen Schülerinnen und Schüler immer wieder von den erlebten Exkursionen und nicht von einzelnen Lektionen im Klassenzimmer. Diese Erlebnisse draussen müssen also weiterhin möglich sein.

S: Ich wünsche mir, dass die Geografie sich zunehmend an aktiven Lösungsvorschlägen für die grossen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts orientiert und nicht nur die Probleme aufzeigt. Dies ist oft ziemlich deprimierend – ich habe manchmal das Gefühl, ich frustriere die Schülerinnen und Schüler mit meinen Inhalten im Unterricht. Die Jugendlichen sollten unbedingt mit positiven Bildern aus den Lektionen herauskommen. Darum müssen wir lösungsorientierte und nachhaltige Inhalte vermitteln und nicht nur Katastrophengeografie vermitteln!

N: Manchmal ist das aber auch sehr schwierig: Probleme benennen ist einfach, diese zu analysieren und genau zu verstehen, ist schon sehr anspruchsvoll. Und daraus dann noch sinnvolle Lösungsvorschläge abzuleiten und diese vielleicht sogar umzusetzen, ist noch schwieriger – aber genau das müssen die Schülerinnen und

Schüler eben «erleben». Die Welt ist nicht nur schwarzweiss, sondern es gibt viele Grautöne dazwischen. Die Lösungen sind dementsprechend auch vielfältig, komplex und es braucht manchmal viel Kreativität, um neue Lösungsansätze zu formulieren. Aber Lösungen – wenn manchmal auch utopisch – sind ja auch motivierend: Wissen kann die Welt durchaus verändern.

I: Was sind eure persönlichen Highlights in der Geografie?

H: Wenn die junge Generation die von uns vermittelten geografischen Inhalte im realen Leben, auf Reisen, im Studium usw. wiedererkennt und sagen kann «Wow – das hatten wir doch mal im Unterricht …». Das bereitet mir Freude.

S: Ich freue mich darüber, wenn die Schülerinnen und Schüler beginnen, verschiedene Themen miteinander zu verknüpfen – z.B. Entwicklungsländer und ihre Probleme: Welche Elemente kommen da alle zusammen? Wie hängen sie zusammen?

B: Kürzlich ist eine Zweitklässlerin auf mich zugekommen und hat gesagt, dass es in der Sahara-Wüste ge-



Schnee in der Wüste

schneit habe. Sie hat also gemerkt, dass es ein spezielles Ereignis darstellt, und sich gefragt, wie das den möglich sei. Solche Fragestellungen sind erfreulich und bedeutsam für den Unterricht: Die Schülerin zeigt ein Interesse für Aktualitäten.

N: Manchmal kommen ehemalige Schülerinnen und Schüler zu mir und fragen nach Reisetipps: Wo soll ich die Reise in Asien beginnen, was ist sehenswert, was nicht? Wo sind abseits von Touristenpfaden noch authentische Begegnungen möglich? Ich komme mir dann wie ein Reiseberater in einem Reisebüro vor. Es freut mich besonders, dass diese Schülerinnen und Schüler die gleiche Passion fürs Reisen entwickeln und bereit sind, über den eigenen Tellerrand zu schauen. Sie wollen die vernetzte, globalisierte Welt entdecken und diese auch kritisch betrachten. Ich sage den Jugendlichen dann immer: Denkt und reist global, zieht die richtigen Schlüsse daraus und handelt dafür möglichst lokal.

!: Habt ihr konkrete Ausflugstipps im Kanton Zürich für geografisch Interessierte?

N: Das Sauriermuseum in Aathal ist ein spannender Ort, um eine Zeitreise in die Vergangenheit zu machen – eine Zeitreise zu den verschiedenen Epochen der Erdgeschichte, aber eben auch in die frühe Industrialisierungsgeschichte des Zürcher Oberlands.

S: Spannende Dinge gibt es im Bereich der Geomorphologie und Glaziologie am Pfäffikersee zu entdecken, speziell die Drumlinlandschaft mit den Moorgebieten und den vielen Tieren und Pflanzen. Und natürlich darf die Stadtgeografie nicht vergessen werden: Zürich West oder Zürich Nord: Spannende stadtgeografische und raumplanerische Entwicklungsgeschichten sind hier 1:1 erlebbar.

H: Die Lägern ist auch spannend. Sie gehört zum Faltenjura und zieht sich als Gesteinsfalte von Regensberg nach Baden. Und natürlich darf der Klassiker nicht fehlen: der Üetliberg.

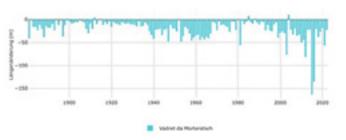
N: Zürich generell als kleine «Weltstadt» ist spannend, sie ist global durch den Flughafen bestens vernetzt, wirtschaftlich stellt sie den wichtigsten Standort der Schweiz dar und ist eine Stadt mit der weltweit höchsten Lebensqualität!

«Morteratsch-Gletscher und Oberengadin» Exkursion der Klasse AN4a, 12./13.Juli 2022

Text Christian Noetzli (Geografie) Bilder Janine Rudis (Deutsch) und Christian Noetzli (Geografie)

«Minus 2968»

Wer sich die Mühe macht, von der Alp Nova bei der RhB-Haltestelle bis zum Gletscherzungenende zu wandern, legt unterdessen bereits fast drei Kilometer zurück. Erstaunlich, wie weit sich die Gletscherfront über die Jahrzehnte kontinuierlich talaufwärts bewegte. Ein Prozess, der sich seit Beginn des 21. Jahrhunderts noch massiv beschleunigte: Waren es über die Jahre im Durchschnitt 10 oder jeweils auch mal 20 oder 30 Meter Gletscherschwund, schnellte dieser Wert auf 50, ja sogar 150 Meter (2015) und mehr in den letzten Jahren.



Jährliche Längenänderungen des Morteratschgletschers, 1878–2022 (Grafik: GMS, 2022)

Gleichzeitig (und dies ist noch dramatischer) verlor der Gletscher massiv an **Eisvolumen**. Der Verlust von Eis im letzten Jahr war schweizweit, wie die Forscher und Forscherinnen dazu schrieben, «katastrophal»: Allein 2022 verloren die Gletscher in der Schweiz rund 6% ihres verbleibenden Volumens. Das entspricht einer Eismasse von 3km³. Die zur Längenänderung passende Grafik von «Glacier Monitoring Switzerland» (s. oben) spricht Bände. Die unbestrittenen und beschleunigenden Ursachen für diesen Schwund – die Industrialisierung und der damit verbundene anthropogene Beitrag zum Klimawandel – ebenfalls.

Wo der Schreibende als jugendlicher Bergsteiger noch rund 30 Meter über dem Talboden von der Bovalhütte zur Isla Persa und auf den Piz Cambrena und den Palü-

Ostpfeiler übers Eis kraxelte, bestimmt heute Endmoräne, Gletschermilch und Instabilität die Situation... vor fünf Jahren wurde ein kleiner Junge in der Nähe der Gletscherzunge von einem herunterkullernden Felsblock erschlagen. Die berühmten drei Nordwandpfeiler des Piz Palü werden immer eisfreier und die einst grandiose «Eisnase» des Piz Cambrena ist zu einem Näschen zusammengeschmolzen.



«Retour à la nature», der Inn bei Samedan



«Wenn der Alpenfirn sich röhöhööööhötet …» (Bald muss der Text des «Schweizer Psalms» wohl endgültig justiert werden): Links der Piz Cambrena (3606 m), in der Mitte der Piz Palü (3899 m) und rechts die Bellavista (3922 m) mit dem Piz Zupò (3995 m).



St.Moritz: vom Bauerndorf zur Millionärsabsteige

Die Klasse AN4a machte sich im letzten Sommer auf, solche Aspekte mit all ihren Ursachen und Folgen vor Ort zu erforschen, um so mehr über die dramatische Situation «in echt» zu erfahren. Es ist eine Exkursion, deren Hauptattraktion, die Wanderung auf dem Morteratschgletscher ins Tal hinunter, in Zukunft stark gefährdet ist: zu instabil sind die mächtigen Moränen geworden, zu rasch schmelzen die Eismassen ab und hinterlassen einen Brei aus Eis, Geröll und Schlamm. Schon letzten Herbst boten die Bergführerinnen und Bergführer der Region diese Tour für Gruppen nicht mehr an. Es ist gut möglich, dass auch diese Exkursion ein Opfer des Klimawandels werden könnte.



Picknick am Gletscherschliff: Vor 10 Jahren war da noch dickes Eis.



Noch hat es Eis, aber immer mehr dunklen Schutt, eine immer grössere Albedo bedeutet immer grössere Erwärmung des Gletschers... auch der Saharastaub trägt das Seine dazu bei.

Höchste Zeit also, sich Gedanken über die Zukunft einer ganzen Region zu machen: Wie wird der Alpenraum mit diesen gravierenden Änderungen in diesem Jahrhundert umgehen können? Was sind die Szenarien, mit denen sich Menschen in der Gegend werden auseinandersetzen müssen? Anhand verschiedener Beispiele konnte die Klasse AN4a die geographische, soziale und wirtschaftliche Lage erfahren, erarbeiten und so die zukünftigen Herausforderungen für diese Gegend erkennen. Das Wetter war grandios, das Programm dicht. Ein paar Bilder und Gedanken aus dem Oberengadin dazu in der Folge.



Gewaltig ist das Eis immer noch. Doch die schneearmen Winter, heissen Sommer und der ganze Sand, Kies und Schutt im Eis setzen ihm mehr und mehr zu.



Oben schmilzt's und unten bröckelt's.



Die Klasse AN4a auf der Suche nach Schnee, Eis und den Gründen für das rasante Verschwinden unserer Alpengletscher.



Auch das Gletschertor wurde noch gefunden, erstaunlich hoch oben, unterdessen ... quasi ein Gletschertörchen.



Und hier: zwei Gletscher-«Beistelltischchen»

Grüsse von der Geografie unterwegs

Text und Bildzusammenstellung Alice Bulliard (Geografie)

Was wäre Geografie, wenn wir nicht unterwegs wären, um Gelände, Nutzung, Umgang mit Naturgefahren und Lebensweisen zu erkunden? Exkursionen sind eine wertvolle Ergänzung zum Unterricht. Die folgenden Bilder und Hashtags geben einen Einblick in die Vielseitigkeit von KZN-Exkursionen.

















Naturwissenschaftliches Grundlagenwissen mit Hilfe von Aktualitäten erarbeiten: Eine Lektion zum Erdbeben in der Türkei und in Syrien

Text Daniel Keller (Geografie)

Am 6. Februar 2023 um 4:17 Uhr Ortszeit bebt im Südosten der Türkei und im Norden Syriens die Erde. Die Erschütterungen sind so gross, dass feste Bauwerke wie Kartenhäuser in sich zusammenfallen. Noch am selben Tag folgen zwei weitere starke Nachbeben. Bis zum Zeitpunkt dieser Lektion sind knapp 50000 Todesopfer und über 120000 Verletzte zu beklagen. Hunderttausende Überlebende sind zudem ohne Strom, ohne Heizung und ohne ein Dach über dem Kopf. Oftmals verharren sie aus Angst vor weiteren Beben in ihren Autos oder haben das betroffene Gebiet verlassen. Wir stellen uns folgende Fragen: Wie konnte es so weit kommen? Warum treten in diesem Gebiet der Erde solch starke Erdbeben auf? Wie entsteht ein Erdbeben? Hätte man die Leute nicht warnen können? Und: Könnte dies auch uns hier in der Schweiz passieren?

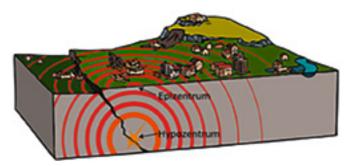


Abb. 1) Zerstörte Häuser im türkischen Antakya (Quelle: www.zvw.de)

Was sind Erdbeben und wie entstehen sie?

Erdkruste, welche die Erdoberfläche bewegen und verformen. Die Ursachen für solche Erschütterungen können sehr verschieden sein. In 90% aller Fälle handelt es sich um sogenannte tektonische Beben. Dabei kommt es zu Verschiebungen oder Brüchen in der Erdkruste, die gewaltige Spannungen erzeugen, welche sich ruckartig lösen und die Erdoberfläche in Schwingungen und Erschütterungen versetzen.

Bei einer plötzlichen Verschiebung von tektonischen Platten wird ein Grossteil der Energie als Reibungswärme freigesetzt. Nur ein kleiner Prozentsatz der Gesamtenergie wird in seismische Energie umgewandelt, die in Form von wellenförmigen Schwingungen vom Erdbebenherd in alle Richtungen gestrahlt wird. Dabei bezeichnet man den Erdbebenherd selbst als **Hypozentrum** und den Ort senkrecht darüber als **Epizentrum**. Im Epizentrum sind die Erschütterungen und damit auch die Zerstörung am grössten.



Epizentrum und Hypozentrum (Quelle: www.seismo.ethz.ch)

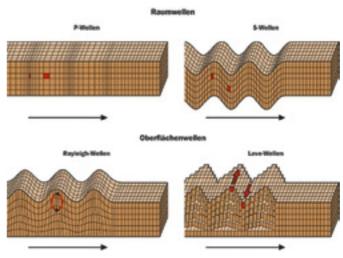
Vom Hypozentrum gehen zwei verschiedene Wellenarten aus, die sich mit unterschiedlicher Geschwindigkeit durch das Erdinnere und an der Oberfläche fortpflanzen: Die schnellsten Wellen, die zuerst das Epizentrum erreichen, nennt man **Primärwellen oder P-Wellen**. Ebenso wie Schallwellen sind P-Wellen Kompressions- oder Longitudinalwellen, die sich in der Materie als eine periodische Verdichtung und Verdünnung der Teilchen in Fortpflanzungsrichtung ausbreiten. Die P-Wellen breiten sich in der Erdkruste mit **durchschnittlich 6km/s** jedoch erheblich schneller aus als die Schallwellen in der Luft (344 m/s). Man kann sich P-Wellen wie ein wiederholtes Zusammenschieben und Strecken der Gesteinsteilchen vorstellen.

Der P-Welle folgen mit rund halb so grosser Fortpflanzungsgeschwindigkeit die **Sekundärwellen oder S-**

Wellen (3,5km/s). Die Sekundärwellen oder S-Wellen sind Scher- oder Transversalwellen, weil die Gesteinsteilchen in einer senkrechten Ebene schwingen, sich also transversal zur Ausbreitungsrichtung bewegen.

P- und S-Wellen sind **Raumwellen**, da sie sich vom Hypozentrum her räumlich nach allen Richtungen hin ausbreiten. Erreichen sie die Erdoberfläche, werden die Raumwellen zu **Oberflächenwellen**, die sich nun entlang der Erdoberfläche und in der **äussersten** Kruste fortpflanzen. Sie sind vergleichbar mit Wellen auf dem Meer und ihre Geschwindigkeit ist nur wenig langsamer als die der S-Wellen, aber sie verursachen in der Regel die grösseren Erschütterungen.

Auch bei den Oberflächenwellen unterscheidet man zwei Typen: Die P-Wellen werden an der Oberfläche zu so genannten **Rayleigh-Wellen** (nach dem engl. Mathematiker John William Lord Rayleigh, 1840–1911) und die S-Wellen werden zu **Love-Wellen** (nach dem engl. Mathematiker August Edward Love, 1863–1940).



Raum- und Oberflächenwellen (Quelle: Egli et al., S. 129)

Tektonische Situation in der Südosttürkei

Die Türkei liegt in einer tektonischen Hochrisikozone – quasi einem Schleudersitz der Erdplatten. In dieser Region stossen gleich mehrere tektonische Platten aufeinander. Die grössten Akteure sind dabei die Afrikanische Platte im Südwesten und die Eurasische Platte im Norden. Beide kollidieren in Zeitlupe miteinander, weil Afrika nach Norden driftet. Ein kleineres Fragment der Afrikanischen Platte, die Arabische Platte, wandert besonders schnell nach Norden und zwängt dadurch die Anatolische Erdplatte zwischen sich und der Eurasischen Platte ein.



Tektonische Situation in der Türkei (Quelle: www.welt.de)

Das hat Folgen: Die anatolische Platte wird seitlich aus dieser Zange herausgedrückt und verschiebt sich dadurch um zwei bis drei Zentimeter pro Jahr nach Westen. Auf dem Gebiet der Türkei entstehen dadurch gleich zwei grosse Bruchzonen, sogenannte Transformstörungen, an denen sich die Plattengrenzen seitlich gegeneinander verschieben. Die südlichere der beiden Transformstörungen heisst ostanatolische Verwerfung. Nach einer langen Phase seismischer Ruhe entluden sich am frühen Morgen des 6. Februars die Spannungen an dieser Bruchzone und der Boden riss nach Schätzungen von Geologen auf einer Länge von ca. 400 km auf. Da sich das Hypozentrum nur in einer Tiefe von knapp 18 km befand, verloren die Raumwellen kaum Energie bis zur Oberfläche und erzeugten dort entsprechend starke Oberflächenwellen.

Konnte man die Leute nicht vorwarnen?

Nein, bislang ist die systematische Vorhersage von Erdbeben nicht möglich. Immer wieder werden aber Phänomene beobachtet, die Vorboten von Erdbeben sein könnten, beispielsweise Erdbebenlichter und -wolken, erhöhte Radonkonzentration, seismische Ruhe, elektromagnetische Signale, auffälliges Verhalten von Tieren und Vorbeben, die vor einigen Hauptbeben auftreten – jedoch weiss man erst nach dem Hauptbeben, dass es sich um Vorbeben gehandelt hat. Bis heute ist es jedoch nicht möglich, darin Regelmässigkeiten zu erkennen, um Erdbeben zuverlässig vorhersagen zu können. Es gibt allerdings Aspekte, die eng mit der Erdbebenvorhersage verknüpft sind. So zum Beispiel die Erdbebenfrühwarnung. Wie diese funktioniert, sehen Sie hier:



Erdbebenfrühwarnung

Unterricht Unterricht

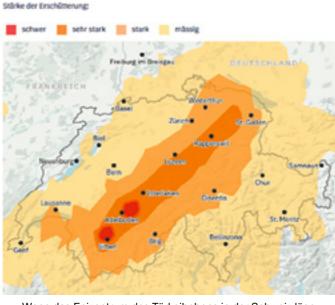
Die Schweiz – ein Erdbebengebiet

Der Schweizerische Erdbebendienst (SED) registriert in der Schweiz und im nahen benachbarten Ausland durchschnittlich drei bis vier Erdbeben pro Tag beziehungsweise 1000 bis 1500 Erdbeben pro Jahr. Von der Bevölkerung tatsächlich verspürt werden etwa 10 bis 20 Beben jährlich. Etwa alle 10 bis 20 Jahre kommt es zu einem Erdbeben mit einer Magnitude von mindestens 5. Grössere Erdbeben mit einer Magnitude von 6 oder mehr kommen nur alle 50 bis 150 Jahre vor. Grund für die Beben ist das Aufeinanderprallen der Afrikanischen und der Eurasischen Kontinentalplatte.



Erdbebengefährdung Schweiz (Quelle: www.seismo.ethz.ch)

Auf der Abbildung 5 sind die Gebiete mit einer grossen Gefährdung dunkel dargestellt. Die Schweiz ist im Vergleich zur Türkei ein Land mit **moderater Erdbebengefährdung**, sie weist jedoch aufgrund der dichten Besiedlung und der hohen Wertekonzentration ein **hohes Erdbebenrisiko** auf. Gemäss dem Risikobericht 2015 des Bundesamtes für Bevölkerungsschutz (BABS) gelten Erdbeben nach Stromengpässen und Pandemien als drittgrösstes Risiko für die Schweiz. Hätte ein Beben, wie es sich am 6. Februar im Südosten der Türkei ereignet hat, in der Schweiz stattgefunden, wäre die Zerstörung von Sitten bis St. Gallen absolut verheerend (siehe Abbildung 6). Seien wir dankbar, dass dies nur ein Gedankenspiel ist.



Wenn das Epizentrum des Türkeibebens in der Schweiz läge (Quelle: www.tagesanzeiger.ch)

«Rainbow 26» – oder CO₂-Kompensation ergibt Sinn

Text und Bilder Christian Noetzli (Geografie)

Am Anfang steht die Flugreise

Die Klasse AN5a reiste zusammen mit der Klasse AN6a im Herbst 2022 in den Sprachaufenthalt, der für Immersionsklassen des Kantons Zürich obligatorisch ist und an unserer Schule die letzten paar Jahre jeweils in Malahide (Irland) stattfand. Wie an unserer Schule aktuell rege diskutiert und argumentiert wird, sind solche Sprachreisen eine sowohl logistische als auch personelle Herausforderung: Wie kann sichergestellt werden, dass in Zeiten grosser Zugsverspätungen und Flughafen-Problemen eine grosse Gruppe von Schülern und Schülerinnen rechtzeitig am Zielort eintrifft? Zudem ist es im Zeitalter von zunehmend dramatischeren Folgen des anthropogen stark mitverursachten Klimawandels problematisch, eine derart lange und emissionsträchtige Reise zu unternehmen, sei es privat oder mit einer Schulklasse. Eine Kompromisslösung, die dem an unserer Schule etablierten Flugverbot ebenso Rechnung trägt wie der Tatsache, dass ein Flug ungemein mehr CO2-Emissionen verursacht als eine Zug- oder Busfahrt, wurde im Herbst 2022 gefunden, indem der Hinweg nach Dublin per Flug, der Rückweg jedoch per Fähre und Eisenbahn geplant und durchgeführt wurde.

So konnten, wie es mit den momentan zur Verfügung stehenden Tools berechnet wurde, **rund 100kg CO₂ pro Person** an Emissionen vermieden werden.

CO₂-Kompensation – ja gut, aber wie?

Anstatt nun irgendeiner anonymen Gesellschaft Geld zur Kompensation zu bezahlen, entschied sich die Klasse AN5a, ein konkretes **Permakultur- und Wiederaufforstungsprojekt in Zimbabwe** monetär zu unterstützen. Das Geld dafür wurde mittels eines Cookie- und Kuchenverkaufs am 21.12.2022 erwirtschaftet, eine Aktion, die durch einen kleinen Spendenaufruf unter den Lehrpersonen ergänzt wurde. So konnte zudem an der Schule auf diese Thematik aufmerksam gemacht werden. Die Summe, die auf diese Weise erwirtschaftet wurde, betrug beachtliche **630 CHF**. Ein Betrag, der direkt und in vollem Umfang der Projektleiterin in Zimbabwe quasi als eine Art von «Climate Justice» überwiesen wurde.

«Climate Justice»

Dieser Begriff wird im Rahmen eines aktuellen Trends in den Kreisen der Entwicklungszusammenarbeit vermehrt auch als ethisches und ebenso politisches Konzept angesehen. Es geht darum, diejenigen, die «Verursacher» in die Pflicht zu nehmen, sodass jene, die unter den Folgen des Klimawandels besonders zu leiden haben (oft auch jene, die selbst nur wenig zu den heutigen CO₂-Emmissionen beitragen) Gerechtigkeit erfahren. Dies geschieht insbesondere durch die Förderung und Unterstützung konkreter Möglichkeiten im Rahmen einer nachhaltigen Entwicklung.

Die Wiederaufforstung von Wald in kahlgeschlagenen Gebieten kann sich als neu geschaffene CO₂-Senke erweisen, ein wiederhergestellter und gesunder Boden als Nahrungsgrundlage und ebenfalls als wichtiger Mosaikstein in einem intakten Ökosystem. Manchmal sind es bloss 1000 m Weidezaun, die einen sehr grossen Unterschied machen können: Oft werden Baumsetzlinge von Nutz- oder Wildtieren umgehend wieder gefressen und so eine Wiederaufforstung wortwörtlich im Keim erstickt. Mit (für unsere Verhältnisse) wenig Geld kann so ein ungleich grösserer Effekt in solchen heruntergewirtschafteten Gebieten erzeugt werden.



«AN5a: Cookies for Africa»: ein schöner Erfolg vor Weihnachten.

Unterricht Unterricht

Die Sache mit dem «Ablasshandel»

Wer an dieser Stelle oder bei einer solchen Art von Klima-Kompensation von «Ablasshandel» spricht, befindet sich wahrscheinlich auf dem Holzweg: Eine finanzielle Wiedergutmachung von Kolonialschäden hat mit den Zahlungen an die Kurie im Mittelalter herzlich wenig zu tun. Die Schäden, die im Zuge der Kolonialisierung von heutigen Nationalstaatsgebieten in Afrika, in Südamerika oder in Südostasien durch die westlichen Staaten verursacht wurden, sind noch Lichtjahre von einer Wiedergutmachung entfernt. Profitiert von den Gewinnen, die mit einer derartigen Ausbeutung von Menschen und der Umwelt erzielt wurden, haben sehr viele Menschen und Länder in Europa, Nordamerika oder ebenfalls in Asien und Ozeanien.

Das so angehäufte Vermögen wird auch hierzulande oft zum Beispiel als Familienerbe an die folgenden Generationen weitergegeben und auch (manchmal wieder auf Kosten der Ärmsten) mittels Anlagestrategien vermehrt. Es kann demnach sicher nicht schaden, das eigene Dasein und Verhalten unter die Lupe zu nehmen und wenigstens ein kleines Bisschen des Kuchens zurückzugeben. Am besten mit dem Label «Justice» und nicht als Almosen («Charity»). Und wenn nun ein aus organisatorischen Gründen unternommener Linienflug der Anlass dafür ist, so ist das wohl – wie viele unserer «1.-Welt-Tätigkeiten» – etwas widersprüchlich. Und trotzdem könnte es eine Art von «echter Kompensation» sein.



Cookies, Muffins & Cakes: ein doch recht kleiner Aufwand...



... mit grosser Wirkung! Bio-Mais in Zimbabwe (auf heruntergewirtschaftetem Ex-Kolonial-Land).



Viehhaltung auf Rainbow 26: Ohne eine gewisse Anzahl Kühe, Ziegen und Schafe im Projektgebiet von «Rainbow 26» gibt's keine Farmlizenz in Zimbabwe.

Was hat mir Geografie in der Schule gebracht? Welche Erfahrungen machen Schülerinnen und Schüler im Geografieunterricht an der KZN? Und was kann ihnen dann der Studiengang Geografie an der Universität bieten? Wie fragten bei drei Ehemaligen nach.

Draussen in der Natur

Text Patricia Hug (KZN-Alumna 2014, MSc Erdwissenschaften an der ETH Zürich 2021)



Patricia Hug

Im Studium mochte ich die zahlreichen Exkursionen und Feldkurse besonders. Mit einer coolen Gruppe draussen in der Natur (oft mit schöner Aussicht) und daneben etwas über die Landschaft lernen. Zudem wächst man in diesen Kursen als Gruppe eng zusammen. Dieser Zusammenhalt war für mich in schwierigeren Phasen des Studiums sehr wertvoll, denn man wurde bei Verständnis- oder Motivationsschwierigkeiten immer unterstützt. Inzwischen arbeite ich 60% als Geologin, während der restlichen Zeit mache ich Stellvertretungen als Geografielehrerin. Für mich bringt diese Kombination aus fachlichen und sozialen Herausforderungen die nötige Abwechslung. Im Geologiebüro bin ich vor allem in den Bereichen Naturgefahren und Baugrund tätig: Begehungen vor Ort (z.B. Untersuchungen für Steinschlagschutznetze oder zukünftigen Baugrund) kombiniert mit Schreibtischarbeit (Recherche, Interpretation, Berichte).

Geografie – ein breites Spektrum

Text Annika Kunz (KZN-Alumna 2017)



Annika Kunz

Mein Name ist Annika und ich habe im Sommer 2017 meine Matur an der KZN gemacht. Heute studiere ich Geografie im Masterstudiengang an der Universität Zürich mit den Schwerpunkten Physische Geografie (der naturwissenschaftliche Teil der Geografie) und GIS (Geographic Information Science). Am Geografiestudium gefällt mir vor allem, wie vielfältig und interdisziplinär die behandelten Themen sind. Im Bachelorstudium werden die vier Hauptzweige der Geografie (Physische Geografie, GIS, Humangeografie und Fernerkundung) aus einer ganzheitlichen Perspektive behandelt und aktuelle Probleme beleuchtet. Die Wahl eines Nebenfachs, in meinem Fall Atmosphären- und Klimawissenschaften an der ETH, erlaubt es, sich zusätzlich zu spezialisieren. Was das Geografiestudium für mich persönlich besonders wertvoll macht, ist neben den interessanten Lerninhalten der gute Zusammenhalt unter den Geografiestudierenden und die Aktivität im Fachverein.

Der Studiengang Geografie bietet ein breites Spektrum an Berufsaussichten. Je nach Spezialisierung im Masterstudium sind die Berufsfelder sehr unterschiedlich. Mein persönliches Interesse liegt im Bereich des Na-

turgefahrenmonitorings und -managements, das heute und in Zukunft ein wichtiges Thema für Mensch und Umwelt darstellt, insbesondere im Hinblick auf den voranschreitenden Klimawandel und dessen Folgen.

An meine Zeit an der KZN, die nun schon einige Jahre zurückliegt, habe ich sehr gute Erinnerungen. Neben den künstlerischen Fächern im musischen Profil hat mich das Fach Geografie immer sehr interessiert. Auch wenn ich mich erst nach meiner Schulzeit für das Geografestudium entschieden habe, hat der Unterricht bei unserem Geografielehrer meine Entscheidung positiv beeinflusst und ich würde es jederzeit wieder so machen.

Kakaobauer – Kakaobäuerin, ein Schoggi-Job?

Text David Bugmann (KZN-Alumnus, 2015)



David Bugmann hat 2015 an der KZN die Matur gemacht und danach Geografie an der Uni Zürich studiert.

Welche Schoggi(s) hast Du in der letzten Woche gegessen? Egal ob Cailler (Nestlé), Lindt & Sprüngli, Migrosoder Coop-Eigenmarke: die meisten Kakaobohnen in unserer Schoggi stammen aus Westafrika, genauer aus der Elfenbeinküste und Ghana. Das Bittere: Gerade einmal 7% der dortigen Kakaobäuerinnen und Kakaobauern erhalten ein existenzsicherndes Einkommen, bei vielen reicht es nicht einmal für drei Mahlzeiten am Tag. Woran liegt das, und wie können wir es ändern?

Diesen Fragen gehe ich in meiner Masterarbeit in Humangeografie an der Uni Zürich nach. Eine erste Antwort habe ich bereits gefunden: Die Kakaobäuerinnen und Kakaobauern erhalten nur rund 8% des Preises, den wir im Laden für eine Schoggi bezahlen. Doch es gibt gute Neuigkeiten: Studien zeigen, dass das Label Fairtrade Max Havelaar einen messbaren Beitrag zur Einkommenssteigerung von Kakaobäuerinnen und Kakaobauern leistet, während das Konkurrenzlabel UTZ/Rainforest Alliance deutlich weniger wirksam ist. Noch fairer ist Schoggi von Firmen, die über den Fairtrade-Standard hinausgehen und den Bäuerinnen und Bauern Kakaopreise bezahlen, die wirklich zum Leben reichen.

Mit welchen Labels sind die Schoggis in deinem Stammsupermarkt zertifiziert? Finde es bei deinem nächsten Einkauf heraus, und frage bei Unklarheiten ungeniert bei deiner Geografielehrperson nach.;-)

Hereinspaziert!

Text Laura Margelist Heinzmann (Deutsch)

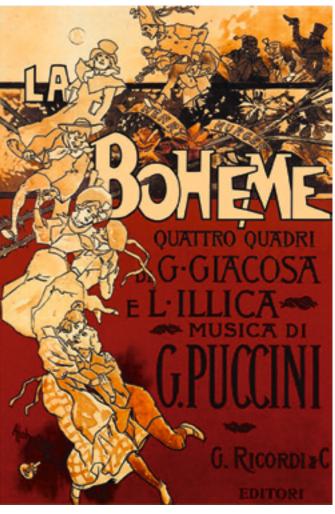
Als ich an meiner Abschlussprüfung gefragt wurde, wie ich den Beruf als Lehrerin sehe, habe ich geantwortet «als Türöffnerin». Damit meinte ich nicht als kafkaesker Türsteher, der furchteinflössend jeden Versuch unterbindet, die Tür zum Wissen zu öffnen und am Ende höhnisch verkündet, «Hier konnte niemand sonst Einlass erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schliesse ihn», sondern als jemand, der Türen öffnet und eine freundliche Einladung ausspricht: «Hereinspaziert!». Durch die Tür müssen die Schülerinnen und Schüler selbst gehen ... und ich darf sie begleiten.

Es gibt viele Türen, die ich als Lehrerin öffnen kann, ob dies nun die Tür der Literatur ist, durch die meine Schülerinnen und Schüler gehen, um darüber nachzudenken, was den Menschen zum Menschen macht, oder die Tür der Rhetorik, um die Sprache zu betrachten und ihre Macht und ihren Einfluss kritisch zu hinterfragen und zu nutzen, oder die Tür des Dialogs, um im Unterrichtsgespräch zu diskutieren, «was die Welt im Innersten zusammenhält».

Weitere Türen, im wörtlichen und übertragenen Sinn, sind die des Theaters und des Opernhauses. Ob wir nun als Vorbereitung auf die Goethe'sche Faustlektüre in Charles Gounods Oper einen Faust kennenlernen, der nur der Lebenslust frönt, oder als Abschluss der Lektüre von Schillers *Maria Stuart* in der *Tragedia lirica Maria Stuarda* von Gaetano Donizetti, die zwei Tigerinnen, die sich um Macht und Liebe streiten, leibhaftig auf der Bühne sehen, oder dem Wasserfrauenmotiv in Antonín Dvoráks *Rusalka* nachspüren, hoffe ich doch weitere Türen zu öffnen, die eine neue Welt eröffnen.

Wie Edward (alias Richard Gere) zu Vivian (alias Julia Roberts) in *Pretty Woman* sagt: «People's reaction to opera the first time they hear it is extreme. They either love it or they hate it. If they love it, they will always love it.» Und vielleicht antworten meine Schülerinnen und Schüler mir wie Vivian der «old lady in the opera» auf die Frage: «Did you like the opera, dear?», mit ... – aber nein, das können Sie, lieber Leser, liebe Leserin, sich selbst denken. Lassen wir nun lieber zwei Schülerinnen zu Wort kommen:





Ein Crescendo aus Eindrücken

Text Sumeya Eren, N6j, und Flurina Waldner, AN6b Bild Laura Margelist Heinzmann (Deutsch)

Ich bin auf dem Weg ins Opernhaus Zürich. A Night at the Opera: So lautet der Name des Albums, das ich gerade höre – zu Ehren des heutigen Abends, versteht sich. Fast ein ganzes Jahr vergeht und ich finde mich in derselben Situation wieder: gleicher Bus, gleiches Ziel, gleiches Album - Letzteres zu Ehren des Abends des vergangenen Jahres, versteht sich. Das erste Mal komme ich zu früh, das zweite Mal zu spät, das Covid-Zertifikat wird nur einmal benötigt. Man fühlt sich feierlich, man kommt sich schick vor; heut gehen wir in die Oper! Überraschend ist der hohe Anteil junger Leute. Wir sind nicht die einzige Schulklasse, die sich heute Abend hier eingefunden hat - noch nicht einmal die einzige unserer Schule. Als die Mäntel abgegeben und die wichtigen Dinge besprochen sind, stellen wir uns für ein Gruppenfoto unter einer anzüglich posierenden Männerstatue auf. Dann ist es so weit: Wir begeben uns nach oben zu den Logenplätzen und machen es uns auf den unbeguemen Stühlen bequem. Man schaut sich an, man schaut sich um, während im Orchester die Instrumente gestimmt werden; für mich ist dies ein Akt für sich. Und dann wird die Geschichte erzählt und die Musik gespielt. Ich sitze da und bewege mich kaum, obwohl es zwischenzeitlich angenehm wäre. Ich habe dieses Gefühl, welches vielmehr als Platzhalter für mögliche andere Empfindungen dient. Fast wage ich zu behaupten, die meisten Leute würden die Oper nur wegen dieses Gefühls besuchen. Ich sitze also da, lasse die Dinge geschehen und wundere mich über den Auslöser des Gefühls. Ist es die Geschichte? Ist es der kolonial-dekadente Dekor, die Engel an der Decke, der seidene Vorhang? Ist es die ernste Andacht der Menge, die den Raum mit einer Atmosphäre füllt, die mich unweigerlich dazu hinreisst, den Atem anzuhalten? Sind es die Gesichter der Leute, die von vorne angeleuchtet wie gemalt aussehen? Ist es die Musik, konstant etwas zu laut, und doch bekannt, man hat sie schon gehört, irgendwo. Ist es das Wiedererkennen, das auf die Gewalt des Saales stösst, die Schwere des Moments? Auf der Bühne schneit es und ich habe Zeit. Zeit, um das Publikum zu mustern, Zeit für neue Ideen. Ich gewöhne mich an die Musik, sie ist da, sie ist laut und ich lasse es zu. Plötzlich scheint alles einen Sinn zu ergeben. Die Dinge gehen auf. Die Erkenntnisse, die ich gewinne, werden mir glasklar vor Augen geführt. Und ich erkenne noch so einiges an diesem Abend (wenn auch nicht, dass ich den Bruder meines Verlobten liebe. denn das war Cher als Loretta Castorini im Film Mondsüchtig, als sie sich unter Tränen eine Vorstellung von La Bohème ansah. Vielleicht sollte ich den Film einmal schauen...).

Es ist der gleiche Vorhang, der sich hebt, und doch zeigt sich uns bei jedem Besuch ein anderes Bühnenbild. Beim zweiten Mal zeigt dieses die Wohnung eines verarmten Künstlers, in der Dutzende von Blättern zu kunstvollen Pyramiden aufgestapelt wurden, beim ersten Mal ist es ein Sexvan. Und so unterscheiden sich die beiden Stücke voneinander: Die erste Oper heisst Le compte ory. Die Inszenierung, die ich sehe, kann ich nicht so recht mit der Geschichte zusammenbringen, welche im Internet unter diesem Titel zu finden ist. Mir bleiben strickende Umbridges versammelt in einem Haus aus den Fünfzigern, gedämpftes Licht. Ein «Mönch» mit obszön wippendem Bauch, dessen wahres Gesicht an seinem wippenden Sexvan allzu leicht zu erkennen ist. Die Gräfin, die er eigentlich wirklich will, steht allerdings auf den Pagen des Fuckboys. Der Page ist ein Mezzosopran eine Frau - und somit ist alles, was folgt (nach meinem Gefühl) leicht sapphisch. Besonders als die beiden nach der Party mit den saufenden «Mönchen» zusammen im Bett landen. Doch sie werden vom Fuckboy gestört, woraufhin der Page die Gräfin «beschützt», indem er mit dem Fuckboy ihre Rolle übernimmt...

Irgendwie ist das Ganze eher eine Folge Love Island als die erwartete tragische Oper, was durchaus zur Komik beiträgt. Von der Pause wird das Stück jeweils jäh unterbrochen. Während hinter dem Vorhang das Bühnenbild neu angeordnet wird, schütteln wir unsere Glieder und versammeln uns auf dem Flur. Dieser führt in eine Art Pausensaal, nicht minder prunkvoll als die Eingangshalle. Ich lerne aus alten Fehlern und nehme beim zweiten Mal eine Orange als Verpflegung mit. Das Beste an der Pause ist jedoch mit Abstand der Balkon. Es ist Winter und sehr kalt, weswegen wir es beide Male nicht lange draussen aushalten. Also bestaunen wir kurz fröstelnd die Aussicht und versuchen so viel wie möglich so schnell wie möglich zu erfassen. Vor uns erstreckt sich der Sechseläutenplatz, links um die Ecke ist der See, rechts das Kino Capitol mit seiner roten Leuchtreklame. Der Balkon ist das Glanzstück des Gebäudes. Auch hier spüre ich das elitäre Flair, das die ganze Erfahrung einzuhüllen scheint. Für einen Moment bin ich die Protagonistin eines historischen Dramas und starre hinaus in die schwarze Nacht, gefangen in einer grausamen aber äusserst ästhetischen Zeit. Dann kehre ich in die Realität zurück, frierend, meine Hände verklebt vom Saft meiner Orange, den ich wirklich gerne abwaschen

würde, aber die Schlange vor dem Klo wird nicht kleiner, drum lass ich's (an dieser Stelle hinterfrage ich meine Entscheidung für die Orange. Bin ich wirklich besser dran als in der letzten Pause oder ist das eine Illusion, die ich mir aufrechterhalte?).

Nach Le compte ory folgt noch eine viel längere Pause, ein ganzes Jahr, doch schliesslich kehre ich zurück, diesmal für La Bohème. Die Geschichte ist sehr anders, eher Harry Potter (jedenfalls gibt es einen Hagrid mit bedeutsamem Mantel) als Love Island, doch ich habe ebenso wenig den Durchblick. Ein Schriftsteller zerstört eine Stadt aus Papier und singt dann mit einer Näherin über Blumen. Seine Freunde sind ein Maler mit einer wortwörtlich schillernden Freundin, besagter Hagrid und ein Musiker. Die Geschichte ihres Lebens in armer Künstlerkommune wird allerdings ständig unterbrochen: Das berühmte Bild von Napoleon zu Pferd als Statue, Kellner, die kotzende Gänse bringen, ein junger alter Männerchor, seltsame Papierwesen und mehrmals ein zusammenhangsloses Theater im Theater - Wirbel von allerlei Menschen besetzen die Bühne.

Trotzdem komme ich nicht umhin, mit dem Schriftsteller und der Näherin – Mimi heisst sie – mitzufiebern. Vielleicht ist es die Szene im romantischen Schneefall, vielleicht die Kostüme, vielleicht die Tragik, vielleicht einfach die Musik; mein Blick jedenfalls ist davon gefangen. Dann wird Mimi krank, die schillernde Freundin des Malers bringt ihr Handwärmer, Hagrid opfert seinen Mantel – es ist ernst. Und als sie stirbt, spüre ich eine sanfte Traurigkeit, weil sie nun nie mehr durch den Schnee spazieren, nie mehr über Blumen singen wird.

Doch kaum ist sie von der Bühne verschwunden, ist wieder alles wie zuvor. Ich sitze in meinem unbequemen Stuhl und wundere mich über die Oper und mich selbst. Das Stück geht zu Ende, die Sängerinnen und Sänger verbeugen sich einmal, zweimal; das Publikum strömt wieder in die Garderoben, ein kurzes «Bis bald!» und wir gehen getrennte Wege. Auf dem letzten Stück des Heimwegs fällt mein Bus aus und ich stapfe kurz vor Mitternacht durch die verschneite Stadt, noch immer für die Oper verkleidet. Irgendwie verzaubert blinzle ich den Schnee an und denke an Lieder über Blumen.



n'importe quoi

Text Milena Aellig, K6c Bilder Milena Aellig, K6c, und Nicolas Vionnet (Bildnerisches Gestalten)

Seit vier Jahren lassen wir unsere Kreativität aufblühen. Wir probieren aus, lernen dazu, erleben Fortschritte und Erfolge. 2019 starteten wir unseren Weg an der Kantonsschule Zürich Nord. Willkommen im Schwerpunktfach Bildnerisches Gestalten! Von Beginn dieser Reise an nahmen die Arbeiten stetig nicht nur in der Quantität, sondern auch in der Qualität zu. Werke mit grossem Potential sammelten sich an. Doch wie viele dieser Werke drohten auf den Dachböden der einzelnen Schülerinnen und Schüler zu verstauben? Wie viel ist Kunst denn wert, wenn sie nach Semesterende, mit einer Note als einzige Bewertung versehen, in eine Mappe gepackt und somit vergessen wird?

An Kunst und Kunstschaffenden fehlte es uns nie, davon hatten wir reichlich. Doch wir hatten ohne Zweifel einen Mangel an Betrachtenden, an Leuten, die sich unsere Kunst auch anschauten. Zur Ausbildung junger Menschen zu Künstlerinnen und Künstlern gehört nicht zuletzt auch, dass die Werke mit der Kraft des Betrachtens vollendet werden können. Mit

Vorfreude verkündete uns Herr Vionnet letzten Frühling also: «Bevor sie ungesehen verstaubt, werdet ihr eure Kunst noch diesen Sommer präsentieren!» – «Ein Kunstwerk existiert dann, wenn der Betrachter es angeschaut hat. Bis dahin ist es nur etwas, das gemacht worden ist, und wieder verschwinden kann, ohne dass jemand davon weissn...», lautet ein Zitat von Marcel Duchamp. Wir nahmen es uns zu Herzen. Alles kann Kunst sein, irgendetwas kann Kunst sein, doch, dass sie auch wirklich gesehen wird, ist notwendig. Die Ausstellung «n'importe quoi» bewegte uns.

Mit der Ausstellung als neues Ziel vor Augen vermischte sich Kreativität mit Motivation und Ehrgeiz in unserem Klassenzimmer. Stolz freuten wir uns auf den bevorstehenden Event. Der Ausstellungsraum füllte sich erstaunlich schnell. Die Ideen flossen. Energie, Zeit und Herzblut steckten wir gemeinsam in dieses Projekt. Aus einer Reihe von Stillleben wurde plötzlich eine Installation.

Jakub und Tamara hatten sich auf diese Installation spezialisiert und kreierten ein Meisterwerk. So manche Blicke zog Tamara auf sich, als sie mit 70 Schuhkartons in den Bus stieg. Aber der Transport war nur der erste Teil der Arbeit. Im Raum schwebten plötzlich Schuhe empor – aus Türmen, gebaut aus ihren Schachteln. Wir hörten auf zu zählen, wie oft ein Turm umkippte, wie oft



ein Faden riss und ein Schuh zu Boden krachte. Gleichzeitig schafften wir es in der anderen Raumecke nach vielen Niederlagen endlich, die Nägel zu besiegen, so dass sie endlich in der Wand blieben. Viele Stunden wurden investiert und Tränen flossen, vor Freude und Eifer, um diesen Raum perfekt zu gestalten. Sicherheit vor Stromschlägen und Verbrennungen war nicht garantiert, doch die Belichtung in einer Kunstaustellung ist

entscheidend und braucht ein Feintuning. Keine Wand blieb von unseren Werken verschont. Weder vor Feenflügeln noch vor Kaffeemaschinen und erst recht nicht vor fliegenden Schuhen machten wir Halt. Aus unserer unerschöpflichen Sammlung, die zu verstauben drohte, erschufen wir ein zusammenhängendes Werk: Die Kunstausstellung «n'importe quoi».







Am Poolrand Am Poolrand







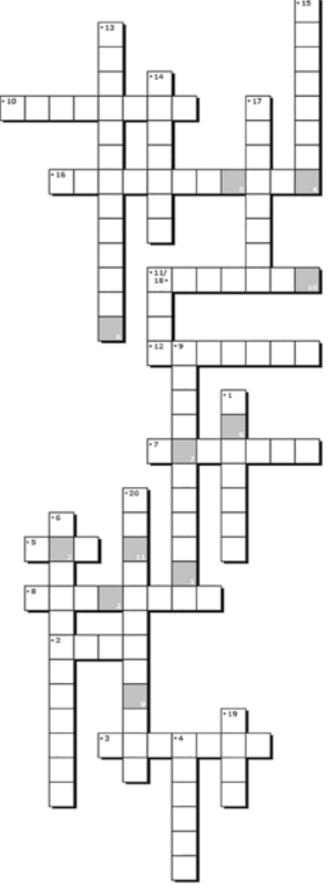
Nordpool Rätsel

Ein neues Rätsel – und vielleicht das letzte, denn dem Schreiberling gehen so langsam die Ideen aus – erwartet unsere Leserinnen und Leser. Und wie immer warten auch zwei Kinogutscheine auf die Gewinnerin oder den Gewinner! Das Lösungswort: ein berühmtes Oerliker Geburtstagskind! Wir wünschen viel Vergnügen beim Rätseln. Das Lösungswort sende man an nordpool@kzn.ch.

- Hausaufgaben werden in Zukunft vielleicht nicht mehr vom Hund gefressen, sondern mal schnell nebenbei von diesem Helferlein gelöst.
- Tiersuche, die erste: Kendrick spuckt Reime wie kein zweiter, und in seinem Nachnamen versteckt sich dieser spuckende Paarhufer.
- 3. Oerliker Tramhaltestellen (Bild 1): Per aspera ad astra.
- Gibt im schweizerdeutschen Volksmund schöne Büebli.
- Tiersuche, die zweite: Im Namen eines Schweizer Nationaltrainers versteckt sich dieser zottelige Grunzochse.



- 6. Oerliker Tramhaltestellen (Bild 2): Da kommt Planschfreude auf.
- Für den Fall, dass du jemanden auf Lateinisch anrufst, verwendest du am besten mal zuerst diesen Fall.
- 8. Dieser Künstler hat eine Pfeife gemalt und anschliessend behauptet, es sei gar keine Pfeife! Incroyable!
- 9. Germanisiert würde diese amerikanische Sängerin wohl «Schneider Schnell» heissen.
- Diese Schweizer Firma stellt seit 30 Jahren nicht Käse, sondern Mäuse her.
- 11. Tiersuche, die dritte: In diesem monumentalen Grabmal haust ein kleines Nagetier.
- 12. Wer reimt sich mit einer, keiner, und meinereiner? Unsere frisch wiedergewählte Bildungsdirektorin!
- Oerliker Tramhaltestellen (Bild 3): Wo der Biber wohnt.
- 14. Gilt für Tafelputzen und Wiederversöhnung gleicherdings: x drüber!
- 15. Kaum eine Genderdebatte ohne diese Wortart.
- 16. Wenn du zu ihr musst, musst du auf die Z\u00e4hne beissen, darfst aber nicht!
- 17. Gegenteil von «Utopie».
- 18. Über eine Million Asteroiden schwirren im Asteroidengürtel zwischen Mars und Jupiter umher. Asteroid 3046 ist benannt nach diesem berühmten französischen Dramatiker, bekannt für den «Geizigen» und den «Eingebildeten Kranken».
- Diese griechische Vorsilbe für «sechs» erinnert ein bisschen an das Betätigungsfeld von Bibi Blocksberg und Hermine Granger.
- 20. Oerliker Tramhaltestellen (Bild 4): Auf Passhöhe.





Persönlich Persönlich

Viele von uns haben wohl schon einmal die Erfahrung gemacht, wie es sich anfühlt, mit «Namensgeschwistern» den Alltag zu teilen. – Wie es sich aber mit einem Namen lebt, der mit einem Mann und einer Frau assoziiert werden kann, dazu äussern sich je zwei Angehörige unserer Schule, die den Namen «Andrea» und «Robin» tragen.



Andrea Cattaneo und Andrea Aschwanden, Bild Kumar Sivasubramaniam (IT)

Umgeben von Andreas

Text Andrea Aschwanden (Chemie)

Mein Name ist Andrea Aschwanden. Andrea, vom griechischen ἀνδρεία (andreia – Tapferkeit), bedeutet der/ die Tapfere. Es gibt ihn in unterschiedlichen Schreibweisen (Andrée, Andreja, Andreina, Andreea usw.) in ganz Europa. Im Italienischen und Rätoromanischen ist Andrea ein männlicher Vorname. In den anderen Sprachen unterscheiden sich die männlichen Varianten (Andreas, André, Andrej, Andrew usw.) nur leicht vom weiblichen Vornamen.

Andrea – ein Allerweltsname. In der Schweiz gab es im Jahr 2021 26759 Frauen und Mädchen mit diesem Vornamen, davon lebten die meisten in der Deutschschweiz: 25203. In meinem Jahrgang war es nach Sandra der meistgewählte Vorname. So war ich von klein auf daran gewöhnt, dass es überall immer andere Andreas gibt. Nirgends musste ich erklären, wie man meinen Namen ausspricht oder schreibt, im Gegensatz zu meiner Schwester Birgit, die immer mit Brigitte angeschrieben oder angesprochen wurde. Da auch die männlichen Vornamen Andreas und André nicht selten waren, war ich fast immer mit mindestens einer weiteren Person in der Klasse, die praktisch gleich hiess wie ich.

In der Kanti waren wir dann sogar zu viert: Andi, André, Andreas und ich. In einer Klasse mit 20 Schülerinnen und Schülern wurde also ca. jedes 5. Mal jemand von uns aufgerufen. In manchen Fächern oder Stunden gab es somit die eine oder andere Schrecksekunde, bevor man beruhigt aufatmen konnte – ein anderer And... musste antworten.

Wenn ich neue (gleichaltrige) Menschen kennenlerne, kommt es häufig vor, dass jemand Andrea heisst. Dies führt bei den «Nichtandreas» manchmal zu Stirnrunzeln – schon wieder... manchmal aber auch zu einem: «Ah, gut, dann muss ich nicht einen weiteren Namen lernen.» Schön ist dabei meistens, dass man dadurch aber auch gleich ins Gespräch kommt: Das Eis, das zu Beginn manchmal vorhanden ist, wird sofort gebrochen.

Die weltberühmte Julia Capulet sagte einmal...

Text Andrea Cattaneo (Englisch)

2012 hielt der italienische Kassationsgerichtshof fest, dass der Vorname Andrea – vom Griechischen άνδρεία «tapfer, mannhaft»-« [...] weder als lächerlich noch als beschämend bezeichnet werden kann, wenn er einer weiblichen Person zugewiesen wird, [...] noch zu einer Zweideutigkeit bei der Anerkennung des Geschlechts der Person führen kann, der er auferlegt wurde, da er [...] einen geschlechtsneutralen Charakter angenommen hat.» Leider wird im italienischen Urteil - und auch sonst - nicht berücksichtigt, dass ausserhalb des italienischen Sprachraums Andrea - genau wegen seiner lexikalischen Besonderheit - immer noch als unpassender Name für einen Mann gilt. In diesen Kontexten ist der Name gar nicht geschlechtsneutral: Andrea ist ausschliesslich eine Frau! Wo ist dann das Urteil, das meine Würde schützt?

Wenn Andrea wirklich überall auch für Männer üblich wäre, hätte man mich nicht beinahe von meiner ersten Prüfung an der Universität Genf ausgeschlossen, weil man darauf bestand, dass ich eine Frau sein müsse. Auch hätte mein neuer Zürcher Hausarzt mich nicht gefragt, warum *ich* zum Termin erscheine und nicht meine Frau. Und beim Skifahren in den USA hätte die Dame, die meinen Skipass einscannte, mich nicht beschuldigt, ihn von einer Frau gestohlen zu haben!

Urteile wie das italienische werden in gutem Glauben gefällt, sind aber sinnlos. Man muss sich bewusst sein: Namen sind Konventionen, sie haben selbst keinen Wert und keine Bedeutung. Ich bin weder eine Frau, noch lächerlich, nur weil ich ein -a am Ende meines Namens habe. Ich bin auch nicht «der tapfere, mannhafte» Grieche; muss ich auch nicht sein. Andrea ist einfach ein Mensch. Echte Gleichberechtigung und Akzeptanz wird nur möglich sein, wenn die Menschen aufhören, Labels zu grosse Bedeutung beizumessen und zu viele Schlüsse aus ihnen zu ziehen. Julia Capulet verstand das schon vor Jahrhunderten: «What's in a name? That which we call a rose by any other name would smell just as sweet.»

l2 43

Persönlich Persönlich

Der Name macht's

Text Robin Angst, N4j

Robin Hood rannte mit Strumpfhosen durch den Wald und setzte sich für die Armen ein. Robin Schulz legt Platten auf und bringt Menschen zum Tanzen. Robin Leone ist ein schweizerisch-finnischer Doppelbürger und Nachwuchsspieler des ZSC. Robin Williams brachte Menschen zum Lachen und lockte viele ins Kino. Robyn Crawford ist Produzentin und ehemalige Assistentin und *creative director* von Whitney Houston. Die Schauspielerin Robin Wright steht als Frau an der Seite von Tom Hanks im Film *Forrest Gump*.

Neben all den Berühmtheiten ist Robin auch ein Protein aus der Robinie, oder aber der Begleiter von Batman. Robin Wood ist eine Naturschutzorganisation, Robin ist aber auch ein Berg auf Signy Island in der Antarktis. Robin ist eine Koseform von Robert, im Englischen bedeutet Robin: Rotkehlchen. Der Name Robin hat aber auch die Bedeutung: der/die Ruhmreiche. Robin hat viele Namenstage; 26. 1., 27. 3., 24. 4., 7. 6., 17. 9.

Mein Name ist Robin Leon, ich besuche aktuell die 4. Klasse im Gymnasium. Wie ihr seht, kann mein Name auf verschiedene Weisen geschrieben und für beide Geschlechter benutzt werden. Meinen Namen habe ich meinen beiden älteren Geschwistern zu verdanken, warum genau Robin, weiss ich bis heute nicht. Es war aber von Beginn an klar, dass ein klärender zweiter Name gefunden werden musste, da Robin ein Männer- wie auch ein Frauenname ist.

Ich wurde noch nie als Frau Robin Angst angeschrieben, was ich meinem eindeutig männlichen Zweitnamen zu verdanken habe. Ich lege zwar keine Platten auf und Hockey spiele ich nicht auf dem Eis, sondern in der Halle, doch bringe ich meine Mitmenschen hin und wieder zum Lachen.

Ich bin einfach ROBIN!

«Hä? Robin, das ist doch ein Männername?»

Text Robin Thoma, U1b

Robin ist Englisch und bedeutet Rotkehlchen, aber meine Eltern haben mich nicht Rotkehlchen genannt, weil ich etwa eine rote Kehle gehabt hätte.

Sie haben mich Robin genannt, da sie wollten, dass ich mich entscheiden kann, ob ich ein Mädchen oder ein Junge sein will. Das war eher ungewöhnlich, da zu der Zeit die meisten einen klassischen Namen hatten. Wenn ich Leute kennenlerne, sind sie meistens erstaunt über meinen Namen, ausserdem werde ich aufgrund meines Namens teilweise nach meiner Herkunft gefragt. Als ich neu ins Gymi gekommen bin, sass ich neben zwei Mädchen, obwohl sich laut der anfänglichen Sitzordnung eigentlich Mädchen und Jungen abwechseln sollten. Es gab auch noch genug Platz, sodass ich neben einem Jungen hätte sitzen können. An meiner Primarschule gab es einen Jungen, der auch Robin hiess. Kurz nach dem Schuleintritt hatten wir die Spitznamen «Robin Bueb» und «Robin Meitli». Es ist mir nie wirklich bewusst gewesen, aber es gibt sehr viele andere Frauen, die Robin oder Robyn heissen, zum Beispiel Robin Wright oder Robyn Fenty (Rihanna). Im französischen Sprachgebrauch ist der Name Robin ein Nachname – das heisst, die Welt der Namen ist sehr bunt. Deshalb finde ich es schade, dass wir fast alle Namen mit einem Geschlecht assoziieren.



Robin Thoma und Robin Angst, Bild Kumar Sivasubramaniam (IT)

Persönlich Persönlich



Elke Nuoffer mit Claudia Woodtli

Wenn's grad zu holprig ist

Text Elke Nuoffer (Schulsozialarbeiterin)

Schulsozialarbeit definiert sich als professionell durchgeführte Soziale Arbeit in einer Schule und mit den Menschen, die dort lernen und arbeiten. Die Schülerinnen und Schüler geben in den Beratungsgesprächen bei mir viel Persönliches von sich preis. An dieser Stelle möchte ich die Möglichkeit nutzen, mich kurz persönlich vorzustellen.

Meine eigene schulische Karriere begann etwas holprig: Am ersten Schultag schoss mein Vater mit seinem Fotoapparat das obligatorische Einschulungsfoto von mir. Leider verlor er die Spiegelreflexkamera noch am selben Tag, was zur Folge hatte, dass ich mich am nächsten Tag erneut in meine – speziell für diesen Tag gekauften – Kleider werfen musste, um das Foto vom Tag der Einschulung nachzustellen. Zum Glück verliefen die Jahre danach an der Grundschule ohne Wiederholungen – und auch etwas weniger aufregend.

Mein Abitur machte ich am Wald-Gymnasium in Berlin. Und wie der Name schon sagt, befand es sich im wunderschönen Grunewald. Ich gehörte zu den Lernenden mit durchschnittlichen Leistungen, die ohne grosse Eskapaden die Zeit an der Oberschule absolvierten. Meine Lehrerin vom Fach Politische Weltkunde rief damals eine Psychologie AG ins Leben. An dieser nahm ich jahrelang teil und pflege bis heute noch Freundschaften aus dieser Zeit. Diese Lehrerin ist für mich zu einem grossen Vorbild geworden, da sie immer ein offenes Ohr für die Schülerschaft hatte und uns bei so manchen persönlichen Krisen (und das waren nicht wenige ...) mit Rat und Tat zur Seite stand.

Nach dem Abitur verbrachte ich ein Jahr in London als Au-pair, um danach an der «Freien Universität Berlin» Erziehungswissenschaften mit den Nebenfächern Psychologie und Soziologie zu studieren. Diese Entscheidung habe ich nie bereut und ich bin meinem damaligen Berater vom BIZ noch heute dankbar, diese Studienrichtung gemeinsam mit mir gefunden zu haben. Sowohl meine Schulzeit am Gymnasium als auch meine Studienzeit an der FU-Berlin waren von Höhen und Tiefen durchzogen. Aber dank meiner Familie, guter Freunde, Lehrpersonen und anderer Menschen, die mich in meiner persönlichen Entwicklung unterstützt haben, überlebte ich den normalen Wahnsinn des Erwachsenenwerdens einigermassen unbescholten.

Diese positiven Erfahrungen wollte ich gerne beruflich weitergeben. Nach meinem abgeschlossenen Studium habe ich hauptsächlich im schulischen Kontext mit Kindern und Jugendlichen gearbeitet und mich u.a. durch mein CAS «Schulsozialarbeit» auf diesen Bereich spezialisiert.

Seit August 2022 arbeite ich zusammen mit Claudia Woodtli in der Schulsozialarbeit (SSA) im Rahmen eines zweijährigen Pilotprojekts des Kantons Zürich. Ich freue mich sehr darauf, auch in Zukunft die Schülerinnen und Schüler dabei zu unterstützen, ihren persönlichen Weg zu finden. Ich weiss aus eigener Erfahrung, dass dieser sehr holprig sein kann...





Schulsozialarbeit

Gemeinsam finden wir einen Weg!

Mehr Infos und Fachstellen:



Auswärts Auswärts

My Trip to Ireland and London

Text Silsha Aimee Wijesinghe, AN5a

At the end of September last year, our teachers planned a full three weeks of traveling to England and Ireland with my class and the sixth graders. I felt lucky that we got the chance to go on this trip, even with COVID having a big impact on traveling regulations. It was definitely one of the highlights of my time here at Gymnasium. It is not every day that you get the chance to go abroad with your friends and enjoy the cities and beaches while creating new memories together. It was a memorable odyssey, and I am sure that each of my classmates appreciated this trip as much as I did.



Howth Cliff Walk, Picture: Christian Noetzli (Geografie)



Malahide Beach, Picture: Giulia Ferri, AN5a

During the first two weeks, we were staying at a small seaside city in Ireland called Malahide. We visited a language school and had classes in the morning. Naturally, we learned a lot about the history of Ireland, such as the "Potato Blight" and the birthplace of the Titanic. In the afternoon, we went on trips throughout Ireland. We enjoyed the many beautiful landscapes, ranging from offshore cliffs to mountains and forests. Every day was an adventure for all of us.



On the bus to Belfast, Picture: Julie Ahrens, AN5a



Big Ben, London, Picture: Aimee Wijesinghe, AN5a

Together with Nadine, a classmate of mine, I stayed with a host family. Our time in Ireland really helped us bond as a class and now we are a lot closer than before. My roommate and I discovered that we have a lot in common and that we share similar interests in many areas such as music. (We all know how hard it is to find someone with similar tastes in music, do we not?) It was foreseeable that when you are confined to a room in a guest house, sharing a bed, you end up talking for hours on end. Coincidentally, my birthday was in this time period and so I was able to celebrate with my friends by daring each other to take a plunge in the freezing waters of the Irish Sea. I even got the chance to go and meet some family friends of mine, which was an added benefit for me and a good break from my class. I must say that staying with the same group of people for an extended period of time was draining my social battery somewhat.

One thing that I missed during this time was "Swiss lunch". Most of us got rather unlucky as we were handed flat untoasted toast with a slab of cheese every day for packed lunch. Let's just say that I haven't touched toast bread since. Me and my roommate had a lot of unexpected events happen to us that spiced up our Ireland experience: after the first couple of days, my roommate lost her wallet, then she caught a fever. I am still baffled as to how I didn't get sick myself. To make matters worse, we needed to change our host family due to an unexpected family death. Though we were faced with unexpected challenges, I am proud that we could navigate through this with the help of our teachers. Thus ended the first leg of our trip and at the break of dawn we headed to London by boat.

We stayed in London for only a few days, so we had a tight schedule with theater shows and museum tours. On our first night we were treated to dinner by our teachers. The ambiance and the food were just right. I really enjoyed having pizza together at the restaurant. All the food in London – from food stands to restaurants - was delightful. Even though we only had two full days to see London, we managed to frolic and have fun new experiences. London has so much more to offer and I will definitely return soon.

All in all, this trip has been a positive time full of laughter, tears, and surprises. To all English immersion kids: Look forward to the trip! Because we are the lucky few who get to experience such an opportunity. My friends were definitely jealous when we were strolling around London while they were sitting at home.

Polierte Oldtimer und abgehalfterte Propagandaplakate Text und Bilder Julia Zellweger (Französisch)

Destination Kuba. In den Herbstferien 2022 sind wir mit der ganzen Familie nach Kuba geflogen, um diesen beeindruckenden Inselstaat in der Karibik zu bereisen. Wir entschieden uns. die westliche Hälfte des Landes zu er-

Unsere Reise begann in der Hauptstadt. Kreuz und quer sind wir durch Havanna geschlendert und haben sowohl die touristischen Gegenden als auch die kleinen Viertel, in denen nur Einheimische leben, kennengelernt. Das Auffälligste sind die vielen bunten Oldtimer, die monumentalen Bauten und die Musik (Mambo, Cha Cha, Rumba), die aus allen Cafés und Bars ertönt und zum Tanzen einlädt.

Von Havanna sind wir auf eigene Faust mit einem Auto nach Viñales gefahren. Dieser Ort spielt eine bedeutende Rolle im Tourismus, denn man kann dort die Tabakerzeugnisse kennenlernen und sehen, wie die kubanischen Zigarren gedreht werden.

Von Viñales fuhren wir wieder östlich bis zur Playa Larga, einem traumhaften Strand mit vielen kleinen Cafés und Bars. Übernachtet haben wir auch hier in einer casa particular -einem Haus, das wir uns mit Einheimischen teilten. Die komplette Familie versammelte sich jeden Morgen mit uns zum Frühstück und gab ihr Bestes, um uns ein grossartiges Frühstück zu servieren. Nicht



Auswärts



selbstverständlich, wenn man bedenkt, dass in Kuba fast jedes Nahrungsmittel ein knappes Gut ist. Für ein Ei, ein bisschen Mehl oder Brot sind die Kubaner und Kubanerinnen täglich mehrere Stunden unterwegs oder stehen stundenlang Schlange. Seit 1962 gibt es ein Rationierungssystem auf Kuba, das die Verteilung von Lebensmitteln regelt. Infolgedessen zeigt sich in den Supermärkten ein verwirrendes Bild. In jedem Regal ist genau ein Lebensmittel zu finden, viele sind leer, von Auswahl kann hier nicht ansatzweise gesprochen werden. Dafür florieren die Geschäfte auf dem Schwarzmarkt, wo insbesondere Fleisch illegal verkauft wird, daneben auch Reste aus den casas particulares. Aufgrund der begrenzten Mittel seit der Wirtschaftskrise nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion in den 90er Jahren entwickelten sich die Kubanerinnen und Kubaner jedoch zu wahren Überlebenskünstlern. Mit viel Kreativität machen sie Altes zu Neuem und finden sich in Berufen wieder, die sie niemals erlernt haben. Am Strassenrand füllt ein Mann beispielsweise Feuerzeuge auf. Ein anderer wurde Kutscher und verdient damit mehr als ein Arzt.

Überall sind die beiden Castro-Brüder sowie Che Guevara zu sehen, auf Hauswänden und riesigen Propagandatafeln, meist mit einer Durchhalteparole. Die Revolution muss schliesslich am Leben gehalten werden! Das wirkte auf uns zwar sehr unwirklich und fast schon lächerlich, aber in Kuba ist einseitige politische Propaganda bittere Realität.



Nächste Station unserer Reise war Cienfuegos. Hier haben wir vor allem das Meer und die Strände genossen. Da auch das Benzin ein knappes Gut ist, strandeten wir hier wortwörtlich und konnten kein Benzin mehr auftreiben. Die Tankstellen waren alle geschlossen: Entweder gab es keinen Treibstoff mehr oder der Strom war wieder mal ausgefallen. So mussten wir auf dem Schwarzmarkt ein paar teure Liter Benzin kaufen, um überhaupt wieder weiterfahren zu können.

Nach Cienfuegos ging's weiter nach Trinidad, unserer letzten Destination – und unserer absoluten Favoritin! Eingebettet in eine wundervolle Landschaft zwischen den Bergen der Sierra del Escambray liegt diese Stadt, die mit ihren Kopfsteinpflaster-Strassen seit 1988 UNESCO-Weltkulturerbe ist. Auch wenn die Gebäude dringend saniert und die alten Kolonialbauten restauriert werden müssten – oder vielleicht gerade deswegen – hat die Stadt einen unwiderstehlichen Charme. Im Rhythmus der aus den Häusern klingenden Musik entdeckten wir die Stadt.

Nach zwei Wochen landeten wir mit unterschiedlichsten Eindrücken wieder in Zürich. Es war eine sehr spannende Reise mit vielen schönen Begegnungen und unvorhersehbaren Erlebnissen. Wir haben viel über das Land und die Leute erfahren und am Ende waren es die Menschen, die unsere Reise so besonders gemacht haben: Menschen, die trotz prekärer Lage ihre Lebensfreude nicht verloren haben und uns stets sehr freundlich und hilfsbereit begegneten.

Einblick ins Schülerinnen- und Schülerstudium an der Universität Zürich

Text und Bild Kavithan Baskaran und Oliver Schmid, W6m

Die KZN hat uns Mitte der fünften Klasse die Chance geboten, uns für das Schülerinnen- und Schülerstudium der Universität Zürich zu bewerben, um etwas Uniluft zu schnuppern. Weil wir beide die Idee spannend fanden, den Alltag an der Uni kennenzulernen, wollten wir diese Chance wahrnehmen und bewarben uns. Zum Glück wurden wir beide zum Schülerinnen- und Schülerstudium zugelassen und konnten gemeinsam ein Modul besuchen. Wir achteten bei der Auswahl im ersten Semester darauf, uns nicht zu überlasten und möglichst keine Schulstunden zu verpassen, da wir gerne in den Lektionen anwesend sind und im ersten Semester der sechsten Klasse schon genug mit der Maturitätsarbeit zu tun hatten. Glücklicherweise erfüllte das Modul, das uns beide interessierte, diese Kriterien. So konnten wir zusammen ein Modul zu Schweizer Wirtschaftspolitik am Mittwochnachmittag besuchen.

Als die erste Vorlesung bevorstand, konnten wir uns noch nicht so recht vorstellen, wie es ablaufen würde. Lediglich vom Inhaltlichen hatten wir eine grobe Idee. Als wir in den



Auf dem Uniturm

grossen Vorlesungssaal eintraten, merkten wir, dass die Uni im Vergleich zur Schule eine sehr anonyme Angelegenheit sein kann. Was aber alle Leute in der Vorlesung verband, war das Interesse am Inhalt. Trotzdem waren wir froh, dass wir die Vorlesung zu zweit besuchen konnten und nicht auf uns allein gestellt waren. Das Modul war sehr spannend und der Professor gab sich Mühe, den Stoff verständlich zu vermitteln. So konnten wir gut folgen, was auch die Prüfungsvorbereitung erleichterte. Wir waren sehr gespannt und auch ein bisschen nervös, wie eine Prüfung an der Uni aussehen würde, doch das Ganze war weniger spektakulär als wir es uns vorgestellt hatten. Die Prüfung, welche im Januar stattfand, war Single-Choice, nicht allzu schwer und recht schnell ausgefüllt. Es war nur sehr ungewohnt, in einem Vorlesungssaal mit dreihundert Plätzen eine Prüfung abzulegen (und dass wir zwei Monate warten mussten, um unsere Noten zu erfahren).

Zum Schülerinnen- und Schülerstudium gehören nicht nur der Besuch von einem oder zwei Modulen an der Uni, sondern auch Events für alle Teilnehmer und Teilnehmerinnen. So fand vor dem Semesterbeginn ein Begrüssungsanlass statt, wo wir zuerst allgemeine Informationen erhielten und dann erfuhren, dass noch drei weitere Schülerstudierende das gleiche Modul gewählt hatten. Zudem konnten wir uns mit älteren Studierenden austauschen. Der Anlass auf dem Uni Campus Irchel endete mit einem leckeren Apero. Im November trafen wir uns noch einmal beim Get-Together mit anderen Schülerstudierenden. Wir bekamen eine kleine Führung durchs Hauptgebäude der Uni Zürich mit der Aussicht vom Uniturm als Höhepunkt. Die Aussicht war wunderschön und das Event hat uns sehr gefallen. Dabei konnten wir uns mit anderen austauschen und erfuhren, dass nicht alle gleich viel Glück hatten mit der Wahl ihres Moduls. Einige Schülerstudierende beschwerten sich über den grossen Zeitaufwand ihres Moduls oder den schlechten Dozenten. Diese Probleme blieben uns zum Glück erspart.

Was wir am Schülerinnen- und Schülerstudium und an unserem Aufenthalt an der Uni Zürich als einziges wirklich bemängeln können, sind die unbequemen Sitzbänke mit den Mini-Tischen in den Vorlesungssälen. Man vermisst direkt die Unterrichtszimmer an der KZN mit richtigen Tischen und Stühlen. Abgesehen von diesem kleinen Manko ist das Schülerinnen- und Schülerstudium insgesamt eine sehr gute Erfahrung. Wir finden es sehr interessant, Vorlesungen zu besuchen, und es macht uns Spass, Zeit an der Uni zu verbringen. Deshalb haben wir uns auch dafür entschieden, im Frühlingssemester gleich zwei Module zu wählen.

auf hense Produkte - Durchen state Baden - Autos -Fast Fashion freshillig negativie Verordnet Detuhle

